Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierunddreißigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Sansceravate.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Zweiter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Erstes Kapitel.

Die Schenke. — Volksscenen.

In einer Schenke in der Straße Sanct-Lazare standen in einem Gemache des ersten Stockwerkes mehrere Tische; um hieher zu gelangen, mußte man durch die unten befindliche Kellerstube eine Stiege hinauf gehen, die mitten in die obere Wirthschaftsstube auslief, wo sich die Trinker versammelten, um ungestörter zu seyn.

Im gegenwärtigen Augenblicke befanden sich Taglöhner, Leute aus dem Volke und herumziehende Krämer in der Schenke. Die Einen nahmen nach einem mühevollen Tage eine bescheidene Mahlzeit ein und erholten sich im Wirthshause von ihrer Anstrengung; die Andern beabsichtigten, nachdem sie den größten Theil des Tages gefaullenzt hatten, auch einen Theil ihrer Nacht so hinzubringen.

Solche, die nichts gearbeitet und demzufolge auch nichts verdient hatten, waren wie gewöhnlich Die, die am meisten aufgehen ließen; Sparsamkeit gesellt sich beinahe immer zur Thätigkeit, gleichwie Verschwendung Hand in Hand mit der Faulheit geht.

Ein Maurergeselle aß allein an einem Tische sitzend mit einer wahren Glückseligkeit ein Stückchen Käse, welchen er mit einem Schoppen Wein anfeuchtete;

weder die Einladungen, noch die Aufmunterungen seiner Kameraden hätten ihn vermocht, einen Kreuzer weiter auszugeben, denn er wollte sich Etwas ersparen und nicht immer Geselle bleiben.

In einiger Entfernung von ihm hatte ein Zimmergeselle mit kupferigem, glänzenden Gesichte, dem der Weindunst fast die Augen zudrückte, schon einige Flaschen geleert, und stand, weit entfernt, nach Hause zu gehen, wo seine Frau auf ihn wartete, eben im Begriffe, noch mehr zu trinken; ja er forderte Bekannte und sogar Fremde dazu auf, kurz, er war bereit, den letzten Heller seiner eben erhaltenen Bezahlung zu vergeuden, auf welche seine Frau vergebens harrte, um Brod für ihre Kinder zu kaufen.

An einem andern Tische ist ein etwa fünfzigjähriger Mann mit grauen Haaren und einem ungeheuren Backenbarte, dessen Kleidung auf keinerlei Handwerk hindeutet. Sein Kinn steckt in einem ungeheuren Stück Drillich, welches ihm als Halsbinde dient; er hat zwar einen Rock an, der aber schadhaft, zerflickt und viel zu kurz für ihn ist, eine Hose, deren Farbe man gar nicht mehr unterscheiden kann, und die hinten statt der Schnallen mit Bindfaden zusammengezogen ist. Auf seinem Kopfe sitzt ein runder Hut, wenn man ein an mehreren Stellen durchlöchertes Stück Filz, welches nur noch einige Reste eines Randes hat, so nennen kann. Dessenungeachtet trägt dieser Mensch aber seinen Kopf hoch, mißt alle Ankommenden mit den Augen, schlägt mit seinem Messer auf den Tisch, und singt und lärmt allein, während

er nur einen Schoppen und ein Stück Brod verzehrt, als ob die größte Gesellschaft da wäre.

Inmitten dieser von Trinkern umgebenen Tische ist einer, an dem eine Mahlzeit gehalten wird, welche die meisten Anwesenden mit neidischen Blicken betrachten. Sanscravate, seine Geliebte und die beiden andern Commissionäre sitzen daran.

Die Veilchenhändlerin sitzt neben Sanscravate, der ißt, trinkt, spricht, lacht, singt, aufwartet und einschenkt, ohne nur eine Minute auszusetzen, oft sogar mehrere Dinge zugleich thut.

Jungfer Bastringuette scheint die Heiterkeit ihres Geliebten nicht zu theilen; sie ißt viel, spricht aber wenig. Bisweilen sieht sie Paul an, der gegenüber von ihr sitzt: dieser sucht jedoch ihren Blicken auszuweichen, weßhalb er seine Augen oft auf seinen Teller heftet.

Johann Ficelle sitzt gegenüber von Sanscravate; er thut dem Essen alle Ehre an und speist unaufhörlich. Dieß hindert ihn indeß nicht, seine Blicke rechts und links hinschweifen zu lassen und Alles zu sehen, was in der Stube vorgeht.

„Wer will noch ein wenig Hasenfricassée?“ fragt Sanscravate, der sich aus einer ungeheuren Platte herausschöpft, welcher die Gäste schon tüchtig zugesprochen haben. „Niemand spricht: ich nehme mir? — Gib mir noch ein Stückchen!“ sagt Johann Ficelle, seinen Teller hinhaltend. — „So lasse ich mir es gefallen!“ ruft Sanscravate, seinen Freund bedienend, aus; „Du machst mir Freude!... Du bist

auch nie träge bei Tische ... aber der Paul ... das ist ein Langweiler ... der ißt nicht und trinkt nicht recht ... bist Du denn krank? — Nein, gewiß nicht," entgegnet Paul lächelnd, „aber ich habe keinen rechten Hunger. — Der Herr hat Etwas, was ihm das Herz und somit auch den Magen anfüllt!" flüstert Bastringuette, einen Knochen aussaugend. — „Ich will aber jedenfalls nicht mit ihm grollen," sagt Sansecravate, „weil er doch gekommen ist, obwohl er sich in unserer Gesellschaft nicht zum Besten zu unterhalten scheint. — Ach Gott!" sagt Bastringuette mit höhnischem Tone, „wir sind eben keine Nätherinnen; wir machen keine Kleider für vornehme Damen und sind nicht den ganzen Tag in gewichsten und geglätteten Zimmern ... — Bin ich es vielleicht?" entgegnet Paul mit einem strengen Blick auf Bastringuette. — „Nein; aber Sie haben Bekanntschaften mit Leuten, die vornehm thun und Handschuhe tragen!" Bastringuette seufzt und fährt fort: „Ja, ich bin auch entschieden: ich will mich etwas Anderem widmen ... ich will keine Sträuße mehr verkaufen, ich will höher hinauf! — Du willst mit Pomeranzen handeln?" versetzt Sansecravate. — „Ach, warum nicht gar! höher noch! — Mit Häringen? — Wie dumm! ich sage, ich strebe höher hinauf, und er erniedrigt mich bis zu den Häringen. Ich will ... Unterhosen machen, um mir Etwas zu verdienen. — Unterhosen? — Ja, dann spare ich zusammen, bis ich einen Laden halten kann ... Ich nähe jetzt schon nicht so übel und habe immer eine Neigung zu den Unterhosen gehabt ... Es ist auch

nicht zu verwundern, meine Mutter hat unter den Pfeilern der Hallen damit gehandelt. — Nun, sei ruhig, Sonne meines Herzens; wenn mir öfters Tage wie der heutige vorkommen, so werde ich bald im Stande sein, Dir einen gehörig eingerichteten Laden anzuschaffen. — Ja," entgegnet achselzuckend Bastringuette, „ich darf mich nur auf Dich verlassen!... es ist erstaunlich, was Du für Summen zusammensparst... Du kannst nicht einmal zu Dem kommen, was man Dir schuldig ist... — Was? man ist Dir Geld schuldig?" ruft Johann Ficelle aus, indem er Sanscravate mit Staunen anblickt. „Hast Du Kapitalien ausgeliehen... ist Dir insgeheim eine Erbschaft zugefallen... dann gib nur noch ein Stückchen Hasen her!... — Ach nein! Bastringuette spricht da von Leuten, denen ich ihren Auszug besorgt habe. Ach, es war ein so armseliger Auszug, bei dem ich mich nicht sonderlich abmühte. Dann habe ich auch eine halbe Fuhre Holz für sie gesägt und einige Commissionen gemacht... kurz, man wäre mir vielleicht sechs oder sieben Franken schuldig... das ist eine rechte Summe!... — Nun, es ist doch immer so viel," fällt ihm das große Mädchen in's Wort. „Denkt euch aber... letzten Winter war es gefroren und ein wunderschöner Tag; ich hatte bereits schon lange im Sinne, einmal mit der Eisenbahn nach Corbeil zu fahren, um von da aus in den Wald von Fontainebleau zu gehen, wo es, wie man sagt, Schlangen gibt... ich bin sehr neugierig, solche Thiere zu sehen: ich würde mich selbst vor den größten nicht

fürchten. Kurz, ich sage zu Sanscravate: Du mußt mich mit der Eisenbahn nach Fontainebleau führen; dort nehmen wir ein kleines ländliches Mahl auf dem Grase ein ... es wird zwar etwas kalt dabei, aber aus demselben Grunde nur um so pikanter sein; ich schmause gern auf dem Moose. Ich bin schon so lange nicht mehr in die frische Luft hinausgekommen, das wird mir gut thun. Sanscravate dreht seine Tasche um: er besaß nicht mehr als hundert Sous. Ich sage: das ist gar zu wenig, um einen ordentlichen Schmaus auf dem Rasen zu halten; wir müssen wenigstens das Doppelte haben. Besinne Dich; weißt Du kein Mittel, uns einiges Geld zu verschaffen? Darauf antwortet er mir: Ich habe allerdings bei meinen Kunden Einiges gut... unter Anderm bei der Familie, die im fünften Stocke in der Märtyrerstraße wohnt, der ich vor sechs Monaten habe ausziehen helfen. Nun, entgegne ich, wenn Du es lange anstehen läßt, werden sie wieder ausziehen, und dann zwar ohne Dich... Geh', laß Dich bezahlen; nach Verlauf von sechs Monaten darf ein armer Commissionär wohl sein Guthaben verlangen. Ich treibe so lange an ihm, bis er sich endlich entschließt, zu gehen; wenn ihr aber wüßtet, was er gethan hat!... — Er hat Alles zusammengeschlagen, um sich bezahlt zu machen? Das hätte wenigstens ich gethan," sagt Johann Ficelle. — „O nein!" erwiedert Sanscravate. „Wenn Du das Elend bei diesen armen Leuten gesehen hättest, so hättest Du es auch gemacht wie ich. Stellt euch vor: ich suche

meine Schuldner, die unter dem Dache wohnten, Morgens gegen sechs Uhr auf; ich traf den Mann noch neben seiner Frau im Bette. Sie hatten Alle Servietten statt Halstüchern um den Kopf herumgebunden, so daß sie aussahen wie Türken. Da sie nur eine einzige alte zerfetzte Bettdecke hatten, so hatten sie Alles, was sie besaßen, alte Röcke, Beinkleider und sogar alte Stiefeln, zu wärmerer Bedeckung auf ihr Bett gelegt... Daneben stand das Bett des Kindes, eines kleinen, zwei- bis dreijährigen, wunderhübschen, rosigen Knabens... Wenn ich sage: das Bett, so habe ich sehr Unrecht... denn rathet, in was das Kind schlief?... in einem alten Muff, der beinahe keine Haare mehr hatte; in diesen hatte man den Kleinen hineingesteckt und in eine aufgezogene Comodeschublade gelegt, die ihm als Bettstatt diente. Als der Mann mich eintreten sah, begann er: Mein Freund, wenn Sie kommen, um das Geld zu holen, welches ich Ihnen schuldig bin, so muß ich Sie bitten, noch eine Weile Geduld mit mir zu haben; ich bin schon seit vierzehn Tagen ohne Arbeit... wir stehen so spät als möglich auf, weil wir kein Holz mehr zum Einheizen haben... und, was noch schlimmer ist, heute nicht einmal wissen, was wir frühstücken sollen!... Jetzt sprecht selber einmal, ob ich von diesen Leuten Geld fordern konnte? ... Ich suchte sie zu trösten und ging... — Ja, aber er sagt euch noch nicht Alles!" ruft Bastringuette aus, „er unterließ es nicht nur, sein Guthaben zu begehren, sondern legte auch noch das einzige Fünf-

frankenstück, welches er im Besitz hatte, auf den Kamin... so daß er, statt das Doppelte zu unserm Vergnügen mitzubringen, ohne einen Kreuzer in der Tasche zurückkam!"

Paul ergreift lebhaft Sanscravate's Hand und ruft aus: „Das ist recht, Sanscravate!... das ist eine schöne Handlung!... Du hast ein gutes Herz, Du bist ein braver Bursche!... — Ach was! das ist schon der Mühe werth!" versetzt der Commissionär, sein Glas füllend; „man mußte doch dem Kleinen in dem Muff Etwas zum Frühstück geben!... Ich habe Credit beim Wirth, ich konnte schon warten. — Wenn sich alle Gläubiger so betragen würden, so kämen sie schlecht weg!" brummt Johann Ficelle. „He, Laboussole, wenn Dir deine Gläubiger Fünffrankenthaler schenken würden, so wärest Du bald wieder ein reicher Mann!"

Diese Worte waren an den Mann gerichtet, der schon lange seinen Schoppen ausgetrunken hatte, aber noch immer an seinem trockenen Brode kaute, wozu er in Einem fort wie ein Trommelschläger mit dem Messer auf den Tisch klopfte.

Herr Labousole dreht sein Kinn in seiner karrirten Drillichhalsbinde und antwortet mit aufgeweckter Miene: „Dann wäre ich ein Millionär!... statt dessen bin ich ein armer Schlucker... Was ist zu machen? das sieht man alle Tage! Ich habe meiner Zeit auch Braten und Salat gegessen und feine Weine getrunken! Es ist einmal so... es gibt Hohe und Niedere! — Der Mensch scheint mir ein Lump und ein alter

Spitzbube zu sein!" murmelt Bastringuette mit einem Seitenblick auf Herrn Laboussole. — „Durchaus nicht!" entgegnet Johann Ficelle; „das ist ein Mann, der in seiner Stellung viel Talent entwickelt hat... aber, mein Gott, er hat Unglück gehabt. — Was ist er denn gewesen? — Er war Aufseher im Kaufhaus... — Teufel! das ist ein guter Platz... warum ist er weggekommen? — Man hat ihm schlechte Streiche gespielt... ihm Fische und Geflügel in die Säcke gesteckt und dann gesagt, er habe die Sachen gestohlen... Sie haben schändlich an ihm gehandelt ... und eines Tages, als er in einem Sacke einen Lachs und in dem andern einen Truthahn hatte, war man elend genug, ihn deßhalb zu arretiren und sofort abzusetzen. — Der Herr hat es also nicht bemerkt, daß er einen Fisch in der Tasche hatte?" frägt Bastringuette. — „Vermuthlich... es sind aber auch so viele im Kaufhaus, man tritt darauf. — Gleichviel; ich habe seine Ehrlichkeit sehr im Verdacht... was treibt er jetzt? — Er verkauft Marken zu den Bällen bei der Belle-en-cuisse in der Märtyrerstraße... neben der Barrière. Aber wenn man nicht tanzt... ist er angeschmiert! und heute wird nicht getanzt. — He, Alter! wollt Ihr nicht ein Schlückchen mit uns trinken?" sagt Sanscravate, Laboussole herwinkend. Dieser läßt sich nicht zwei Mal auffordern, kommt gleich mit seinem Glase herbei und setzt sich zu den Commissionären an den Tisch, indem er sagt: „Ich schlage nie ein Glas Wein aus!"

Bastringuette macht ein mißlauniges Gesicht und

brummt zwischen den Zähnen hindurch: „Wie dumm ist doch der Sanscravate!... Was brauchen wir den alten Fetzen da! Sobald er aber Geld hat, hat die ganze Welt! Drum hält es auch nicht lange bei ihm!“

Paul scheint auch nicht geschmeichelt, sich an demselben Tische mit dem ehemaligen Kaufhaus-Inspektor zu befinden, er rückt seinen Stuhl von dem Herrn weg und der ergreift diese Gelegenheit, sich vollends näher an den Tisch zu machen, dann zieht er die Hasenplatte, auf welcher nichts mehr war als der Kopf, zu sich her, und fängt an, sie mit der Zunge abzulecken, während er dazu trällert: „Wer lieben und gefallen kann, braucht der noch etwas mehr! — Wir wollen noch einen Nachtisch essen,“ sagt Sanscravate, „man läßt es nicht bei dem Hasen allein bewenden; sprich, Bastringuette, was möchtest Du noch? — Knoblauchwurst,“ entgegnet das große Mädchen. — „Recht so! He! Kellner... vier Knoblauchwürste, daß sie aber auch gehörig gewürzt sind, fünfe sogar... Labouſſole ißt auch mit! nicht wahr, Alter? — Ich habe nie eine Wurst ausgeschlagen!“ erwiedert dieser, indem er den Hasenkopf auf's Genaueste durchsucht. — „Nimm Dich in Acht, Du ißt ja das Auge!“ ruft Johann Ficelle aus, der Labouſſole beobachtet. — „Ich würde die Deinigen essen, wenn sie frikassirt wären, das ist mein größtes Leibessen.“

Die Würste werden aufgetragen; ein Jeder nimmt eine, außer Paul, welcher behauptet, er habe keinen Hunger mehr. Johann Ficelle macht ein spöttisches

Gesicht und sagt: „Das ist nicht süß genug für ihn!“ — Und Bastringuette fügt hinzu: „Vielleicht kann seine Geliebte, die Schneider-Nätherin, diesen Geruch nicht leiden! — Sprich, Kamerad, was ist Dir!“ ruft Sanscravate aus, indem er Paul nöthigt, sein Glas auffüllen zu lassen. Gefällt es Dir nicht unter den Freunden? — Es ist wahr,“ sagt Johann Ficelle, „Paul sieht ganz sonderbar aus. Man könnte glauben, es sei ihm unangenehm, mit uns im Wirthshause zu sein. — Warum setzt ihr solche Gefühle bei mir voraus?“ entgegnet Paul; „bin ich denn etwas Anderes als Ihr? bin ich denn nicht auch ein Commissionär? Da ich aber selten in's Wirthshaus gehe, so mag es leicht der Fall sein, daß ich mich in demselben nicht so ungenirt bewege wie ihr! — Sie kommen nicht oft in's Wirthshaus?“ ruft Labousssole, seine Wurst verzehrend, aus. „Da haben Sie Unrecht, junger Mann! Das Wirthshaus ist der einzige Ort, an dem man sein Leben genießen kann. Es ist der Sammelplatz der guten Gesellschaft. Ich möchte immer im Wirthshause sein!“

Paul gibt keine Antwort und kehrt Herrn Labousssole den Rücken zu. Johann versetzt mit boshaftem Tone: „Ach was, man geht nicht in's Wirthshaus, wenn man als Stutzer herumläuft! und ich habe gehört, daß man Paul oft ganz fein gekleidet mit einem Hute statt einer Mütze auf dem Kopfe begegnen kann... — Ei!“ ruft Sanscravate, sein Glas leerend, aus, „was Kamerad, Du machst bisweilen den Sausewind?... — Man hat sich ge-

täuscht," erwiedert Paul, dem diese Fragen widerwärtig zu sein scheinen. — „Ich habe gute Augen," sagt Labouſſole, ſeinen elenden Hut zurechtſetzend. Ja, ich habe den Kameraden vor noch nicht acht Tagen in der Gegend des Marais begegnet... er war angezogen wie ein Großhändler! — Schau! ſchau!" ruft Baſtringuette, indem ſie ihre ſchwarzen Augen auf Paul heftet, „ſind Sie vielleicht ein als Commiſſionär verkleideter Prinz?... Ich meine, ich hätte ſchon einmal ſo Etwas gehört... Wenn Sie mein Glück machen wollen, ſo ſcheuen Sie ſich nicht lange, ich willige ein. — Ich bin nicht mehr, als was ich ſcheine, habe aber ebenfalls gute Augen... und habe den Herrn... bei einem Hazardſpiele... unter der Brücke von Auſterlitz geſehen."

Der ehemalige Kaufhaus-Aufſeher geräth ſichtlich in Verlegenheit, drückt ſeinen Hut tiefer in's Geſicht, wirft einen Blick auf Johann Ficelle und entgegnet mit veränderter heiſerer Stimme: „Das iſt möglich. Was iſt Außerordentliches daran!... Man ſchlendert herum, man geht ſpazieren... hält ſich bei irgend einem unterhaltenden Gegenſtande auf....So fließt der Strom des Lebens dahin! — Gut, gut, laßt uns trinken, laßt uns ſingen!" ſchreit Sanscravate. „Was liegt daran, wie man angezogen iſt... was liegt daran, wo man ſpazieren geht... Sind wir nicht unſere eigene Herren? hat nicht jeder Menſch ſeine Freiheit? — So denke ich auch!" entgegnet Labouſſole, ſein Glas hinhaltend, deſſen Inhalt er dann mit der Leichtigkeit eines Engländers, der ſich

am Champagner labt, verschluckte. „Sie sind, was man einen Mann heißt, Sanscravate ... ich bin Ihr Freund!... — Ich glaube es gerne," sagt Bastringuette halblaut, „er ist der Freund Derer, die ihn freihalten!... Nicht wahr, Paul?... Nun, so antworten Sie doch, Cupido, statt daß Sie Ihre Augen wie eine Jungfrau zu Boden schlagen ... Wissen Sie, daß es unhöflich ist, wenn man ein Frauenzimmer, welches Einen fixirt, nicht ansieht!"

Paul stellt sich, als ob er es nicht höre, und gibt keine Antwort. Sanscravate erhitzt sich allmälig durch das häufige Leeren seines Glases, seine Augen sehen nicht mehr recht klar; er merkt nichts von den Liebesblicken, die seine Geliebte ihrem Vis-à-vis zuwirft, aber Johann Ficelle, der Alles beobachtet, lächelt boshaft und spricht durch die Zähne, aber doch so, daß er von Sanscravate gehört werden kann: „Die Weiber sind doch recht niederträchtig!... Wenn ich eine Geliebte hätte, würde ich sie nur in Gesellschaft führen, wenn Niemand da wäre. — Es scheint übrigens," nimmt der schlechtgekleidete Mann, der sich nun auch die Wurst aneignet, welche Paul ausgeschlagen hat, nach einer Weile wieder das Wort, „es scheint, daß eure Geschäfte nicht schlecht gehen, Kameraden, denn ihr führet ein köstliches Leben!... — Ich habe heute einen guten Abend gehabt," antwortet Sanscravate, „eine einzige Commission trägt mir fünfzehn Franken ein! — Potz Henker! Du scheinst also von einem Herzog, von einem Pair verwendet zu werden, Freund? — Nein, es ist ein jun-

ger reicher Herr!... so gibt's nicht bald wieder Einen... der ist freigebig!... — Also nicht wie der meinige," sagt Johann Ficelle, „der mir ein erbärmliches Vierzigsousstück gab, nachdem ich länger als zwei Stunden für ihn herumrannte!... — Der meinige hat mir noch weniger gegeben!" versetzte Paul, und doch bin ich seinetwegen an mehreren Orten fürchterlich lange aufgehalten worden! — Ja, mein Kunde ist ein ganz anderer Mann... lustig, heiter, lebensfroh... und will, daß sich seine Nebenmenschen auch ihres Lebens freuen sollen. Er ist ein guter Kerl... Laßt uns auf die Gesundheit des Herrn Albert Vermoncey trinken... — So ist es recht; laßt uns trinken! — Nun Paul... Du trinkst nicht? — Ich habe keinen Durst mehr. — Deßhalb kann man doch trinken... Vorwärts, mache doch! — Nein, ich mag mich nicht berauschen. — Ach! was ist das für eine Henne!... Du bist kein Mann... Du bist ein Weibsbild!... Ist das auch recht, wenn man sich weigert, mit seinen Freunden anzustoßen? — Nein, gewiß nicht!" versetzte Johann Ficelle, der Sanscravate gegen den jungen Commissionär einzunehmen sucht, „er thut uns einen Schimpf an. — Man weigert sich nie anzustoßen," sagt Herr Labousssole, Paul das Glas entgegenhaltend; aber der junge Commissionär nimmt das seinige, wirft es auf den Boden und ruft aus: „Aber ich will einmal nicht mit Ihnen anstoßen!"

Der Herr mit dem mißgestalteten Hute nimmt diesen Vorgang ziemlich gleichgültig auf und er-

wiedert nur: „Ein junger Mann... der Gläser zerbricht... das Uebrige wird Ihnen wohl bekannt sein?"

Aber Sanscravate, dem der Wein bereits zu Kopfe gestiegen war, steht auf und schreit: „Sackerment! weißt Du, daß ich solche Geschichten nicht leiden kann... wenn ein Anderer das gethan hätte... Du wirst es hoffentlich nicht wiederholen... — Was!" fängt Bastringuette, sich gleichfalls erhebend und Sanscravate entgegentretend, an, „soll Lärm gemacht werden?... Dann will ich noch ärger schreien als ihr!... Fängt man mit einem Freunde Händel an, weil er nicht mehr trinken will? Ist Paul nicht sein eigener Herr!... Ich behaupte, daß er recht hat, wenn er sich nicht besäuft wie ihr! Denn wenn ihr einen Rausch habt, seid ihr wie das Vieh, und nicht mehr im Stande, euch zu schlagen; wenn ihr dann glaubet, man liebe euch, so irrt ihr euch sehr! — Potz Tausend! wie sie sich seiner annimmt!" sagt Johann Ficelle; „wenn sie in ihn verliebt wäre, könnte sie es nicht ärger machen. — Wenn ich in Jemand verliebt bin," entgegnet Bastringuette, „so bin ich es jedenfalls nicht in Sie!"

Sanscravate, der immer mehr und mehr in's Feuer geräth, und dem die versteckten Andeutungen und halben Worte Johann Ficelle's Eifersucht in's Herz zu jagen anfangen, nimmt das große, neben ihm stehende Mädchen beim Arme und schüttelt sie heftig daran, während er schreit: „Es kommt mir auch so vor, als ob Du dich zu sehr um den Kame-

raden annähmest!... Weißt Du, daß mir das nicht gefällt? Hast Du vielleicht im Sinne, mir einen Streich zu spielen?..."

Bastringuette macht eine Bewegung, zieht heftig ihren Arm aus Sanscravate's Hand, nimmt einen Teller vom Tische und hält ihn so, als ob sie ihm denselben an den Kopf werfen wollte. In diesem Augenblicke ist ihr Gesicht blaß, sie zieht ihre Brauen zusammen und ihre Augen schleudern Blitze. Es liegt etwas in ihrem Zorne, welches sie verschönert und ihren Zügen beinahe Adel verleiht: Alle sind darüber erstaunt, und Sanscravate verharrt unbeweglich, als ob er gefaßt schiene, den drohenden Schlag zu empfangen. „Ich sollte Dir diesen Teller an den Kopf werfen, ja, ich sollte es, weil Du gering genug warst, mir meinen Arm so fest zu schütteln!... wenn ich Dich noch liebte, würde ich es thun, da ich Dich aber nicht mehr liebe, verzeihe ich es Dir."

Mit diesen Worten stellt sie den Teller wieder auf den Tisch. Sanscravate sieht sie mit unruhigen Blicken an und stammelt: „Aha! Du liebst mich nicht mehr! — Nein," entgegnet Bastringuette mit Nachdruck. „Ich bin offenherzig!... Ich will Dir keinen Streich spielen, wie Du zu befürchten scheinst... Ich bin von diesem Augenblick an Deine Geliebte nicht mehr, und spreche wieder meine Freiheit an. — Wie! ernstlich? — O!... Du siehst wohl, daß ich kein Geheimniß daraus mache, ich sage es Dir vor allen Leuten. — Aber... — Aber was... Wir waren nicht so miteinander verbunden, daß wir uns

nicht mehr trennen könnten. Wäre es Dir lieber, wenn ich Dir es machte, wie die vornehmen Frauen... Wenn ich mit Dir ginge, auch wenn ich Dich nicht mehr liebte, und Dich dann alle Tage an der Nase herumführte? So bin ich nicht... — Wenn Du mich nicht mehr liebst... so kommt es daher, weil Du einen Andern liebst... — Das ist beim Kukuk klar!" brummt Johann Ficelle. — „Ob ich liebe, oder wen ich liebe, geht Dich nichts an!... Liebe Du wen Du willst, ich scheere mich nicht weiter darum, als um den Backenbart dieses Herrn!"

Damit deutete das große Mädchen auf Labousſole, der lächelnd seinen Backenbart streicht und sagt: „So sprechen nicht alle Weiber. — Ah! so steht es also!" ruft Sanscravate, sein Glas leerend, aus, während Bastringuette sich etwas beruhigter wieder an den Tisch setzt. „Nun! wie Du willst!... Zum Teufel mit der Liebe und den Weibern!... Laßt uns trinken, meine Freunde, laßt uns trinken!... — Es ist aber schon spät," sagt Paul, „man schließt bereits unten zu. Gehen wir jetzt nicht heim, Sanscravate? — Gehe, wenn Du willst... ich bleibe bei den Freunden... bei den wahren Freunden!" entgegnet Sanscravate mit einem zornglühenden Blick auf den jungen Commissionär. — „Nein, ich gehe mit Dir... Du hast genug getrunken... Du mußt Dich nicht berauschen!... — Was geht es Dich an, wenn es mich freut, mich zu berauschen... ich bin auch mein eigener Herr!... Ich habe jetzt kein Weibsbild mehr, das mich hindert und langweilt... Ha! nun will ich mir

es erst wohl sein lassen! — Das wird was Hübsches werden!" murmelt Bastringuette. „Der wird saubere Geschichten machen. Ich lasse mich mit keinem Manne mehr ein, der sich besäuft wie ein Vieh... Da ist mir ein nüchterner Liebhaber lieber... an dem kann man mehr Freude haben. — Zu trinken! zu trinken! Kellner, Wein!" schreit Sanscravate, der sich noch mehr betäuben will, um nicht betrübt zu scheinen, weil er mit seiner Geliebten gebrochen hat. — „Rechte Männer," sagt Johann Ficelle, „grollen nicht!... unehrliche können sich drollen... man braucht sie gar nicht... — O meine Freunde!" ruft Herr Laboussole in gefühlvollem Tone aus, „wenn man so schön beisammen sitzt, sollte man an keine Trennung denken... wir wollen acht Tage lang da bleiben... geht das wohl?... freilich wird es gehen."

Paul neigt sich gegen Bastringuette und flüstert ihr in's Ohr: „Sie sind Schuld, daß sich Sanscravate betrinkt... Er sucht in dem Weine das Leid zu vergessen, welches Sie ihm angethan haben, indem Sie ihm drohten, Sie werden ihn verlassen... es kann leicht ein Unglück daraus entstehen. — Um so schlimmer!... es ist aus. Ich liebe ihn nicht mehr... ich liebe einen Andern, und der Andere — bist Du!"

Paul rückt, ohne eine Antwort zu geben, von ihr weg. Schallendes Gelächter ertönt von einem entgegengesetzten Theile der Stube her. Der Zimmermann mit dem Kupfergesichte ist von Trinkern umgeben, zu denen er sagt: „Ja, ich wette darauf, daß ich es thun werde... ja, ja, ich wette auch, daß es

außer mir Keiner thut... Aber was! ihr seid alle Heuchler... ihr wagt es nicht... euch in einen Kampf einzulassen! — Ach! köstlich... Cagnoux macht wieder seine Kunststücke," sagt Johann Ficelle. „Der bietet der ganzen Welt Trotz!..."

Sanscravate steht auf und nähert sich dem Zimmermann mit den Worten: „Was behauptest Du, daß Du thun werdest, und was außer Dir Keiner thue?... Das läßt sich hören! Glaubst Du, es sei Keiner da, der sich mit Dir messe, Cagnoux? — Ja," murmelt Laboussole, während er den Rest der Flaschen in sein Glas leert, „ja, wir sind Alles im Stande! uns muß man nicht trotzen wollen."

Der Zimmermann, der vollständig betrunken ist, bringt es endlich dahin, sich in die Höhe zu richten, und indem er sich bemüht, aufrecht stehen zu bleiben, nimmt er ein ungeheures Glas in die Hand und sagt: „Seht ihr dieses Glas... es hält einen Schoppen... man soll mir es mit Branntwein füllen, ich leere es auf einen Zug... es ist nicht Einer unter euch... der es im Stande wäre! — O! beim Kukuk! das ist ein rechtes Wunder," ruft Sanscravate aus, „so viel Branntwein zu trinken... das ist keine schwierige Sache. — Sanscravate ist im Stande, es zu thun," sagt Johann Ficelle, der auch von seinem Platze aufgestanden ist und sich unter die Neugierigen gemischt hat. „Ja, ich kenne ihn, er thut es... Wenn ich nicht Leibschmerzen hätte, würde ich es thun. — Ich wette sechs Liter für die Gesellschaft, daß ich dieses Glas Branntwein auf einen

Zug, ohne nur ein einziges Mal abzusetzen, austrinken werde; bleibt es dabei, alter Cagnoux? — Es gilt!" erwiederte der Zimmermann, „schlag ein."

Sanscravate tritt vor, um Cagnoux einen Handschlag zu geben; da dieser sich aber nicht mehr auf den Beinen halten konnte, fiel er auf einen Stuhl zurück, und die Hand des Commissionärs fällt schwer auf den Kopf des Zimmermanns nieder, so daß er ihm die alte Kappe, die er auf hat, bis über die Nase in's Gesicht hereindrückt. Allgemeines Gelächter ertönt von allen Seiten. Der Zimmermann lacht auch mit, befreit sich wieder von seiner Kopfbedeckung und schreit: „Herbei mit dem Branntwein ... wenn er verliert, so halte ich nachher die Wette."

Statt Bastringuetten eine Antwort zu geben, die ihn frägt, ob er sie nach Hause begleiten wolle, steht Paul nun ebenfalls auf, eilt zu Sanscravate hin und sagt zu ihm, während er ihn bei der Hand nimmt: „Du wirst doch die vorgeschlagene Wette nicht eingehen, Sanscravate, Du wirst doch den Unsinn nicht machen, dieses ungeheure Glas Branntwein zu trinken? — Und warum denn nicht?" entgegnete der Commissionär, seine Hand zurückziehend. „Was geht es Dich an, wenn es mich freut? Mache Bastringuetten die Cour, und laß mich mit Frieden! — Du weißt wohl, daß ich nicht in Dein Mädchen verliebt bin! — O! jetzt ist sie es nicht mehr!... sie kann die Deine werden, es ist mir sehr gleichgültig."

Der Ton, womit Sanscravate diese Worte sprach, war nicht von der Art, daß man meinen konnte, es

sei ihm in der That gleichgültig, wenn Paul die Veilchenhändlerin erobere. Der Letztere versuchte es, die Hand seines Kameraden noch einmal zu ergreifen, und fuhr fort: „Wir wollen nicht mehr von Bastringuetten sprechen! Deine Streitigkeit mit ihr geht mich nichts an... und außerdem seid ihr morgen wieder mit einander versöhnt. Aber ich bitte Dich inständig, trinke diese ungeheure Masse Branntwein nicht: es ist sehr schädlich, Du könntest daran sterben! — Bah! bah! außerdem wäre mir das einerlei. — Die Wette ist abgeschlossen! man kann nicht mehr zurück," sagt Johann Ficelle, sich die Hände reibend. — „Ja, das ist eine heilige Sache!" fügt Labousſole bei, der sich endlich, nachdem nichts mehr zu trinken auf dem Tische stand, auch entschlossen hat, aufzustehen, und sich gleichfalls unter die Leute mischt, welche Sanscravate und Cagnoux umgeben. „Ich kenne nichts Heiligeres als eine Wette. Einst hatte ich gewettet, daß ich einen ungeheuren gebackenen Karpfen sammt den Gräten essen wolle! Als ich drei Viertheile verschluckt hatte, fühlte ich mich nahe am Ersticken... aber ich hatte gewettet und aß fort. Es blieb mir eine Gräte im Halse stecken, und ich war in Folge davon sechs Monate krank... aber ich habe die Wette gewonnen, welche zehn Sous gegolten hatte, und die Ehre war gerettet!"

Der Kellner bringt eine große Flasche mit Branntwein; während er das ungeheure Glas füllt, nähert sich Paul abermals Sanscravate und sagt zu ihm: „Ich bin vernünftiger als die Andern und Dein

Freund... ich bitte Dich, folge mir. — Du, Du bist nicht mehr mein Freund... auch hast Du Dein Glas zusammengeworfen, um nicht mehr mit mir anzustoßen... das habe ich nicht vergessen. — Nicht mit Dir wollte ich nicht mehr anstoßen, sondern mit Labousſole, Du wirst später noch einsehen, daß ich Recht hatte."

In diesem Augenblicke schrieen die in der Stube versammelten Menschen alle: „Vorwärts! es ist eingeschenkt!... jetzt kannst Du Dich zeigen, Sanscravate! — Da bin ich!" entgegnete der Commissionär, indem er Paul barsch zurückstößt, um sich dem Tische zu nähern, auf welchem sich der Gegenstand der Wette befand.

Aber Paul war flinker als Sanscravate, auch er eilt zu dem Tische hin, kommt zuerst an, und wirft mit einem Stoße den Schoppen Branntwein auf den Boden; das ungeheure Glas bricht in Scherben zusammen und die Flüssigkeit verbreitet sich allenthalben.

Auf diese Handlung des jungen Commissionärs folgt ein unzufriedenes, drohendes Gemurmel. Einige Zecher scheinen starr vor Erstaunen bei dem Anblicke eines Menschen, der es über sich bringen konnte, eine so große Masse Branntwein zu verschütten, und Herr Labousſole stürzt sich alsbald (ohne Rücksicht auf seine Beinkleider) auf alle Viere, und sucht mit dem Munde, über die strömende Flüssigkeit hergebeugt, einen Theil davon aufzulecken.

Aber Sanscravate, außer sich vor Zorn und

Wuth, fällt über Paul her, ergreift ihn und sagt mit drohender Stimme zu ihm: „Du hast mir einen Schimpf angethan... Du wolltest mich daran hindern, meine Wette zu gewinnen, Du sollst mir aber Rechenschaft darüber geben!... wir werden uns schlagen, verstehst Du... sei aber auf Deiner Hut, denn ich fahre tüchtig d'rein! — Ja! ja!" ruft Johann Ficelle aus, „er hat Sanscravate beschimpft... er hat Cagnoux beschimpft... er hat uns Alle durch das Zusammenschlagen des Schoppens beleidigt... er muß geprügelt werden!... man muß ihm eine Lehre geben!... dann wird er sich künftig besser im Wirthshaus zu benehmen wissen!"

Und Herr Labouſſole stößt, während er den auf dem Boden verschütteten Branntwein aufleckt, folgende, vermöge seiner Stellung undeutlich zu hörende Worte aus: „Man muß ihn prügeln... oder ihn zwingen, noch einmal so viel Branntwein für die Gesellschaft zu bezahlen."

Nun tritt Baſtringuette mitten unter die um den jungen Commiſſionär versammelten Männer, stellt sich vor ihn hin und schreit: „Wollt ihr euch Alle gegen ihn allein auflassen! Das heiße ich Muth! zwölf gegen einen Mann... so zeigt ihr eure Tapferkeit! ich verbiete euch, ihn zu berühren, oder ich packe euch mit meinen Fäusten an!"

Aber Sanscravate schleudert mit kräftigem Arme das große Mädchen auf die Seite, und entgegnet ihr: „Nicht mit zwölfen soll er sich schlagen, sondern mit mir allein... Nun, stellst Du Dich bald? —

Nein," erwiedert Paul, der inmitten dieses Tumultes ganz ruhig geblieben ist, „nein, ich schlage mich nicht mit Dir. — Dann bist Du ein feiger Kerl. — Ich bin kein feiger Kerl. Wenn irgend ein Anderer Lust hat, sich mit mir zu schlagen, so bin ich es bereit!... Nur nicht mit Dir, Sanscravate, denn Du bist jetzt nicht recht bei Vernunft und würdest Dich morgen ärgern, Deinen Freund geschlagen zu haben. — Aha! die Memme verschanzt sich!" schreit Johann Ficelle. „Er thut, als ob Sanscravate zu viel getrunken hätte!... — Mir hast Du durch das Zerbrechen des Glases eine Beleidigung angethan... mit mir mußt Du Dich schlagen!" entgegnet Sanscravate. „Potz Höllenelement... mach ein Ende, oder ich zerbreche Dich!..."

Der unbändige Commissionär hat bereits die Faust gegen Paul erhoben, der unerschütterlich stehen bleibt und bereit scheint, sich prügeln zu lassen. Die Umstehenden sind zurückgewichen, gleichsam um den Kämpfenden, auf welche ihre Blicke gerichtet waren, einen größeren Raum zu lassen.

Aber ein ganz unerwarteter Vorfall unterbricht diese Scene. Schwere, feste Tritte lassen sich in der Kellerstube unten hören, man glaubt sogar das Geräusch von Gewehren, welche man auf den Boden stößt, zu vernehmen, und in demselben Augenblick erscheint der Kellner auf der obersten Stufe der Treppe und schreit mit bestürzter Miene: „Die Wache... die Wache ist da... sie kommt herauf! — Die Wache!" brummen die meisten Trinker, „was

thut sie da?... Es ist noch nicht Mitternacht... Wir haben noch das Recht, zu trinken... Ich gehe noch nicht heim... — Sie kommt aus einem andern Grunde," entgegnet der Kellner, „es sind zwei Polizeibeamte dabei... sie wollen, wie es scheint, Jemand verhaften."

Die Arbeiter und Betrunkenen scheint diese Nachricht wenig anzugreifen. Aber Herr Labousſole, der sich noch immer auf allen Vieren befindet, duckt sich unter einen Tisch hinunter, obgleich dort kein Branntwein ist.

Die Soldaten und Polizeibeamten folgten dem Kellner beinahe auf der Ferse. Sie treten in die Stube herein. Zwei der Soldaten bleiben an der Treppe stehen.

„Was Teufels veranlaßt euch, uns zu stören," ruft ihnen Sanscravate entgegen, „wir haben nichts mit euch zu schaffen!... Hat man nicht mehr das Recht, zu trinken, zu singen und zu streiten, wenn es Einem Freude macht?"

Die Polizeibeamten, welche alle in der Stube anwesenden Personen bereits betrachtet haben, geben Sanscravate keine Antwort; aber einer derselben nähert sich dem Tische, unter welchem sich der ehemalige Kaufhaus-Aufseher versteckt hat, zieht ihn am Beine hervor und nöthigt ihn, seinen Zufluchtsort zu verlassen, indem er sagt: „Das ist der Mann, den wir suchen... Vorwärts, vorwärts in die Höhe! Ihr müßt uns folgen! — Meine Herren," schreit Labousſole, während er sich bis zur Nase in seine Hals-

binde zu stecken bemüht, „es ist ein Irrthum; ich versichere Sie, ich muß das Opfer einer unseligen Verwechslung sein... Ich kenne mehr als zwanzig Personen, die mir ähnlich sehen! — Nein, nein! Euch haben wir gesucht... vorwärts jetzt, rasch! — Warum verhaften Sie diesen Mann?" schreit Sanscravate, den Johann Ficelle von hinten stößt und ihm in's Ohr raunt: „Nimm Dich seiner an! prügle sie durch! Du bist ja stark! — Weil er ein Dieb ist!" entgegnet der Polizeibeamte, Laboussole vor sich hertreibend.

Nun sieht Paul Sanscravate an, der blaß und unbeweglich dasteht: das Wort Dieb hat ihn nüchtern gemacht.

Zweites Kapitel.

Eine Nacht im Atelier. — Ein Fetisch. — Die Burgunderin.

Es ist sehr unangenehm, in seinen Erwartungen getäuscht zu werden, aber besonders nach einem Liebesabenteuer schmerzt es am empfindlichsten; man hat sich das Glück unter den angenehmsten Formen geträumt, die Einbildungskraft hat sich die zartesten Gemälde, die süßesten Situationen zum Voraus geschaffen; diese Gedanken sind Einem in den Kopf gestiegen, haben Einem den Geist erhitzt, wenn man nämlich Geist besitzt, jedenfalls aber die Sinne entflammt; und wenn dann aus Allem, was man sich

versprochen hatte, Nichts wird, so kehrt man so beschämt nach Hause zurück, wie der Rabe in der Fabel. Wenn man aber vollends statt der Küsse, die man zu erhalten hoffte, eine Ohrfeige empfängt, so ist es gewiß erlaubt, neben dieser Beschämung auch noch Wuth und Verachtung zu empfinden.

Man sagt, eine Ohrfeige von einem Frauenzimmer thue nicht wehe; wahrscheinlich deßhalb, weil man sie oft in einem Augenblicke der Heftigkeit gibt und dann das Geschehene bereut, so daß der, welcher sie erhalten hat, Vortheil daraus ziehen kann.

Aber eine trockene, einfache Ohrfeige, und weiter nichts, wird euch ohne Zweifel weder von der schönsten Frau, noch von der schönsten Hand angenehm vorkommen.

Man hält mir vielleicht entgegen, Madame Plays habe dem jungen Tobias kein Rendezvous gegeben. Allerdings nicht; aber sie hatte seinen Arm angenommen, sie war mit ihm in ein Privatzimmerchen gegangen: das Alles hieß für Leute von Lebensart bereits, daß sie ihn vollständig als Stellvertreter Alberts anerkenne.

Der kleine junge Mann überließ sich seinen Betrachtungen, während er sich von den elysäischen Feldern nach der Taitbout-Straße begab; er ging außerordentlich schnell, denn man geht selten langsam, wenn man aufgeregt ist, und sprach unterwegs bei sich: „Hat Albert der Dame vielleicht nicht Das geschrieben, was er sich selbst laut vordiktirte... ich hätte den Brief vorher lesen sollen, ehe ich ihn abgab...

Hat er ihr vielleicht Schändlichkeiten von mir geschrieben? Wollte man mir vielleicht einen Streich spielen? Ha, der Teufel! wenn ich das wüßte! das dürfte mir nicht so hingehen... Ich dulde es nicht, daß man mich für einen Narren hält!..."

Und in dem Eifer, der ihn beseelt, schwingt der junge Mann während des Gehens seinen schönen Stock mit dem Goldknopfe, wie wenn er bereits über Jemand herfallen wollte, so daß er einer ehrenwerthen Dame, die zufällig dicht an ihm vorübergeht, als er eben wieder wie ein Regimentstambour damit handthierte, beinahe den Hut auf den Boden geworfen hätte. Glücklicher Weise war der Hut am Kinn zugebunden und fiel somit nur auf ihre Schultern zurück. Aber der Herr, welcher diese Dame am Arme führt und es sehr unverschämt findet, daß ein Vorübergehender seiner Frau mit dem Stock den Hut vom Kopfe reißt, tritt auf Tobias zu und spricht mit drohender Stimme zu ihm: „Sagen Sie mir, mein Herr, was soll das heißen?... Sie heben den Stock gegen uns auf... Sie hätten meiner Frau beinahe das Auge ausgestoßen, und Sie reißen ihr den Hut vom Kopfe, der ohne die Bänder mitten in die Straße hineingeflogen wäre!... — Ach, mein Herr... Madame, ich bitte tausend Mal um Entschuldigung!" stammelt Tobias; „ich war in Gedanken vertieft... ich sah Sie gar nicht kommen... — Wie? sind wir Zwerge?... — Nein, mein Herr!... Sie sind im Gegentheil sehr groß... wenn man aber an andere Dinge denkt... — Das ist ein sauberer Grund!...

wir haben auch an andere Dinge gedacht... Glauben Sie etwa, wir hätten an Ihren Stock gedacht? ... Ha, wenn Sie meine Frau um ein Auge gebracht hätten, so wäre es auch um die Ihrigen geschehen gewesen!... — Das bin ich überzeugt, mein Herr, ich bitte daher tausendmal um Entschuldigung! ... — Wer einen Stock tragen will, muß ihn auch zu regieren wissen! — Gerade weil ich das weiß, habe ich ihn so geschwungen!"

Während dieses Wortwechsels hat die Dame ihren Hut wieder in Ordnung gebracht; dann zieht sie ihren Mann weiter, indem sie zu ihm sagt: „Nun, mein Freund, da der Herr es nicht absichtlich gethan hat, so wollen wir seine Entschuldigungen annehmen... — Nicht absichtlich!... ei! das wäre schön, wenn er auch noch eine Absicht dabei gehabt hätte! Ha, beim Teufel! wenn ich das voraussetzen würde..."

Und der Herr, der, je mehr es seinem Gegner leid ist, immer wüthender wird, fängt an mit den Zähnen zu knirschen und macht eine Miene, als wollte er über Tobias herfallen; dieser ist aber schon weit weg und rennt über Hals und Kopf davon, während er sich zugleich bemüht, seinen Stock in die Tasche zu stecken, damit er unterwegs kein Unglück mehr anrichte.

Dieser Vorfall hat den Zorn des jungen Mannes gedämpft. Er langt an des Malers Haus an, indem er denkt: Ich kann Albert keine Schuld geben; ich habe keinen Beweis... Ich hätte den Brief aufheben sollen, den Madame Plays in ihren Händen

zerknittert und auf den Boden geworfen hat... Morgen will ich in das Kaffeehaus zurückkehren und den Kellner fragen, ob er das Papier gesehen hat. Jedenfalls werde ich nicht so dumm sein, zu sagen, was mir begegnet ist... sie würden mich verhöhnen ... ich muß im Gegentheil thun, als ob ich einen vollständigen Sieg gefeiert hätte.

Balivan wohnt in der Taitbout-Straße, in dem nämlichen Hause, wo Elina und ihre Tante wohnen. Der Maler logirt im dritten Stock; er hat drei Zimmerchen und ein ziemlich geräumiges Atelier, welches groß genug für ihn ist, da er ja nur Porträts malt.

Der junge Maler hat mehrmals, als er nach Hause kam, die junge Nätherin begegnet, die sich gerade an ihr Geschäft begab. Die Niedlichkeit und Lieblichkeit des jungen Mädchens fiel dem Künstler auf. Als er erfuhr, daß sie seine Nachbarin sei, suchte er ihre Bekanntschaft zu machen: er machte ihr das Anerbieten, ihr Bildniß zu malen, wenn sie sich als Modell zu einem Porträt hergebe, welches er in die Gemäldeausstellung thun wolle. Aber die kleine Elina gab diesen Vorschlägen kein Gehör und war nicht zu einem Besuche bei dem Maler zu bewegen, und doch ist es etwas so Angenehmes, sein Porträt zu besitzen! Wie viele Frauen und junge Mädchen lassen sich durch den Wunsch, ihr Bild in der Gemäldegallerie zu sehen, und um den Beifall zu hören, der demselben gezollt wird, dazu verführen! Welche Freude, wenn man zu seinen Freundinnen im Magazin sagen kann: Mein Bild ist in

der Gemäldeausstellung! Ich bin als italienisches Landmädchen ... als Schweizerin ... als Nymphe dort. Der Maler hat allen seinen Bildern mein Gesicht malen wollen. Auch Elina hatte dieses Verlangen empfunden, hatte ihm aber widerstanden. Freilich war Balivan sehr häßlich.

Das Atelier des Künstlers wird von einem großen kupfernen Kronleuchter erhellt, dessen Strahlen auf eine sehr hübsche, in ganzer Figur im Ballstaate gemalte Frau und auf den Kopf eines alten Militärs fallen, an welchem die Nase noch nicht ganz fertig ist; auf der entgegengesetzten Seite befinden sich verschiedene angefangene, vollendete oder kaum aufgespannte Gemälde, die zum Theil herumstehen, zum Theil aufgehängt sind. Einige Gipsfiguren, Staffeleien, ein als Frauenzimmer verkleidetes Gliedermännchen, Skizzen, einige von der Gemäldegallerie oder den Personen, welche sie malen ließen, zurückgegebene Bildnisse, die der Maler in die dunkelste Ecke seines Ateliers geworfen hat, verleihen im Ganzen diesem Orte einen originellen Anblick.

Hier sitzen vier junge Leute um einen Spieltisch herum und geben sich mit Eifer dem Vergnügen der Bouillotte hin. Dicht neben ihnen raucht auf einem Gueridon der Punsch aus einer ungeheuren Salatschüssel, die ihnen als Bowle dient. Gläser, Pfeifen, Cigarren, Tabak, Tabaksbeutel und sogar Tabaksdosen liegen auf einem Tischchen von chinesischem Lackfirniß, welches aus dem Salon des Malers geholt worden ist, um einige Zeit das Atelier zu zieren.

Als Tobias ankommt, sitzen Albert, Cölestin, Mouillot und ein junger Mann am Spieltische, der nicht beim Mittagessen im goldenen Hause gewesen war, der aber die fröhliche Bande unterwegs begegnet hatte, als sie sich vom Gasthause in Balivans Logis begab, und sich dann auch zu ihnen gesellte, um den Abend beim Bouillottespiel zuzubringen.

Dieser junge Mann hat ein nichtssagendes Gesicht, vollständig unbewegliche Züge, blonde, beinahe weiße Haare und dieselben Augenwimpern, wodurch er einem Kakerlaken ähnlich sieht; er hätte dessenungeachtet für einen hübschen Jungen gelten können, wenn er nicht gar so gleichgiltig ausgesehen hätte. Aber er hat jährlich zwölftausend Franken Einkommen, welche ihm seine Familie in Paris zu verzehren gestattet; daher liebt man in der Gesellschaft und besonders unter den Lebenslustigen den Umgang des Herrn Varinet sehr; nicht etwa, weil er heiter und liebenswürdig war, denn er blieb immer kalt und unempfindlich, selbst der Wein vermag ihn nicht aufzuheitern, sondern weil er auch sein Geld mit derselben Gleichgültigkeit hinausschleudert, die ihm bei Allem eigen ist; wenn er die beträchtlichsten Summen im Spiele verlöre, so würde es ihn nicht im Mindesten erschüttern. Aus diesem Grunde wird er von allen seinen Freunden hochgeachtet.

Das auf dem Tische herumliegende Gold und Silber, die aufgeregte Miene der Spieler deutet an, daß es bereits hoch geht.

Balivan füllt die Gläser mit Punsch und Dupe-

train sitzt vor dem in Frauenkleidern steckenden Gliedermann, den er scharf in's Auge zu fassen scheint.

„Ah! da kommt Tobias... Tobias soll leben!" ruft der Maler aus, als er Pigeonnier eintreten sieht. Und trotz ihrer Eifrigkeit auf's Spiel rufen auch die Andern, mit den Karten in der Hand, ebenfalls: „Tobias!... Dieser Joconda von Tobias!"

Der junge Mann mit den weißen Augenwimpern spricht allein nichts; er grüßt den Neuangekommenen nur wie Jemanden, den man nicht kennt.

„Ja, meine Herren, ich bin es!" sagt Pigeonnier, sich die Stirne abtrocknend. „Ah! ihr seid schon recht im Eifer... ich trete auch ein... ich belege einen Platz... — Sie können mit Balivan eintreten," entgegnet Cölestin. „Jetzt sind wir zu sechs, zwei treten in einer Viertelstunde aus... — Und Herr Dupetrain? — Was wird denn Dupetrain spielen? Ich glaube, beim Teufel, er versucht es, meinen Gliedermann zu magnetisiren!... — Nun, Tobias!" ruft Albert aus, „was gibt's für Neuigkeiten von unserer Dame... Sind Sie befriedigt... Hat man den Stellvertreter wohlwollend aufgenommen? — Ich bin sehr befriedigt!" antwortet Pigeonnier, während er sich bemüht, eine triumphirende Miene anzunehmen. „Die Dame war durchaus nicht ungehalten über das Abenteuer... sie hat mich gütig behandelt!... — Ganz schön... ich verstehe... also ging die Sache nach Wunsch vor sich? — Das heißt, man kann unmöglich glücklicher sein, als ich es war! — Habe ich es Ihnen nicht zum Voraus gesagt? —

Albert, Du bist nicht bei Deinem Spiel!" versetzt Cölestin. — „Doch, doch... Ich habe angefangen. — Ich setze Alles! — Es gilt... — Eingeschlagen! ich habe die Vorzugskarten. — Verteufeltes Spiel! Jetzt verliere ich schon vierhundert Franken! Komm, Balivan, gib mir Punsch, daß ich mein Unglück ersäufe! — Balivan, gib mir Cigarren! — Balivan, Du hast mir Deine maurische Pfeife versprochen; nicht wahr, Du gibst sie mir? — Ach, gib mir doch Deinen Tabaksbeutel herüber! — Hier, meine Herren! Einen Augenblick Geduld; ich kann nicht Allen auf einmal dienen... ich will meinem Stubenmädchen rufen... unter der Bedingung jedoch, daß ihr sie respectirt... He! he! Crevette! — Ihr Mädchen heißt Crevette?" fragt Tobias den Maler, während er sich Punsch einschenkt. — „Ja; es ist eine Burgunderin; sie hatte einen Namen, der mir mißfiel: sie hieß Käthe!... Sie werden einsehen, daß ich, wenn eine vornehme Dame bei mir war, nicht zu ihr sagen konnte: Käthe, nehmen Sie der gnädigen Frau den Shawl ab!... Käthe, holen Sie einen Wagen herbei!... Es wäre unvernünftig von mir gewesen, vor meinen Modellen immer von einer Käthe zu sprechen; ich fragte daher meine Burgunderin um ihren Familiennamen und sie ist eine Crevette."

Die Burgunderin kommt. Es ist ein dickes Mädchen mit frischen, runden Wangen, die aber ungeheure, krebsrothe Arme und Hände hat. Sie lacht ungenirt über die losen Worte, welche die jungen Leute an sie richten; wenn sie sie aber dabei berühren

wollen, so haut sie mit ihren Händen um sich, und der kleinste Nasenstüber von ihr ist wie ein tüchtiger Faustschlag.

„Zu trinken, Crevette! — Punsch?" fragt die Burgunderin. — „Gib mir Bier, dicke Trutschel... wie frisch und handfest sie ist!... — Weg mit den Pfoten... ich lasse mich nicht anfassen!... — Was die für Waden haben muß!... Zeige mir Deine Beine, Crevette, nur bis an das Strumpfband, dann sollst Du Halbpart in meinem Spiele haben!... — Nein, ich zeige durchaus nichts!... — Er macht Dir, beim Henker, einen schönen Vorschlag! Du sollst Halbpart mit ihm machen... er hat schon sechs Napoleonsd'or verloren..."

Der junge Tobias, der hintereinander drei Gläser Punsch ausgetrunken hat, um mit der Gesellschaft in Einklang zu sein, nähert sich dem Mädchen sachte und packt sie, während sie ihm den Rücken zukehrt, am Beine; aber die Burgunderin gibt ihm, ohne ihren Teller aus der Hand zu thun, einen Stoß mit dem Ellbogen in's Gesicht und sagt: „Das wird Sie lehren, mich zu kneipen! Ich lege mich jetzt in's Bett... ich will nicht bei Ihren Freunden bleiben, Herr Balivan, sie sind zu anmaßend!"

Crevette geht; Tobias bedeckt seine Nase mit der Hand, setzt sich in eine Ecke und murmelt: „Vor der will ich mich hüten... ich spüre meine Nase nicht mehr! — Der arme Tobias!... er ist aber auch unersättlich! Eben kommt er von einer zärtlichen Zusammenkunft mit einer reizenden Dame... und nun

will er schon wieder ein Dienstmädchen verführen. Das ist ein gefährlicher Mensch! — Was würde er erst machen, wenn er meine hübsche Nachbarin oben sehen würde!... — Sie haben eine hübsche Nachbarin?" fragt Albert. — „Reizend! höchstens siebzehn Jahre alt, so viel mir scheint... Sie hat eine köstliche Taille, ein schelmisches, liebliches Gesichtchen, Lebhaftigkeit, Anmuth und Schüchternheit im Blick... Sie ist wahrhaftig eine der hübschesten Grisetten, die ich je gesehen habe! — Laß sie herunter kommen!" schreien die jungen Leute alle. — „Laß sie holen! — Soll ich hinaufgehen?" fragt Tobias, seine Nase ableckend, die von dem erhaltenen Stoße geschwollen ist. — „Ich will sie magnetisiren, das wird ihr Spaß machen!" sagt Dupetrain. — „Nein, meine Herren," entgegnet Balivan, „sie ist unmöglich hier herunter zu bringen... Ha, beim Kukuk, wenn man das könnte, so wäre mir nichts lieber. Ich habe ihr oft genug angeboten, ihr Porträt zu malen, es ihr dann zu schenken... ich habe sogar gesagt, ich wolle sie in jedem ihr beliebigen Kostum machen... — Selbst als Eva, wenn sie gewollt hätte, nicht wahr? — Alle meine Anerbieten wurden abgewiesen; das junge Mädchen ist tugendhaft, wie es scheint. Sie wohnt bei ihrer Tante und geht nie aus, als um sich in ihr Geschäft zu begeben... sie ist eine Nätherin. — Ach, ach, mein Lieber!" ruft Cölestin aus, „eine Nätherin... und Sie haben sie nicht überwunden! Das würde einem Andern besser gelingen, und wenn ich mich darein mischen möchte... — Ach, ihr! Ihr

seid hübsche Kerls, das wäre möglich... übrigens zweifle ich doch daran... — Was wollen Sie wetten? — Gebt doch auf das Spiel Acht, meine Herren!" schreit Mouillot. „Sapperment! ich habe das Misty und Niemand spielt! — Der Herr hat das Trischak und paßt!" ruft Tobias aus; „ach, welcher Bock! — Durchaus nicht... spielen wir den Trischak?... — Sie spielen nicht Trischak... ja, spielen Sie denn nicht Bouillotte? — Allerdings; aber das Trischakspiel ist nicht mehr Mode... Wo Teufel kommen Sie denn her, junger Pigeonnier? — Was spielt man denn jetzt? — Misty. — Was ist das, Misty? — Da muß der Kreuzbube unter zwei Karten von gleicher Farbe sein, zum Beispiel bei zwei rothen Neunern... zwei schwarzen Assen u. s. w. — Aha! ganz gut. Und die Trischak gelten nicht mehr? — Ja, wenn das Misty aufliegt; dann sind sie gut. — Und wenn man drei mit dem Umschlage gleiche Karten hat? — O, die gelten immer und sind besser als alle Misty. — Teufel! das wird mich ganz konfus machen... ich werde schöne Böcke schießen... — Ach nein!... man hat es bald los."

Herr Dupetrain tritt auf Tobias zu, der neben dem Spieltische sitzt und sagt zu ihm: „Während Sie nicht spielen, kann ich Ihnen die auf den Magnetismus bezügliche Anekdote erzählen, welche Sie gern gehört hätten... Ich habe sie, als Sie sich von Tisch entfernt hatten, nicht erzählen wollen... und Ihretwillen damit gewartet... Eine junge verheirathete Dame, deren Mann auf die Reise gegangen war...—

Entschuldigen Sie," sagt Tobias, „aber ich studire das Misty... ich verstehe diese neue Art Bouillotte noch nicht recht, und möchte nicht gern eine Dummheit dabei machen... außerdem ist unsere Viertelstunde herum... Wer tritt aus, meine Herren? — Mouillot und Cölestin... Vorwärts, meine Herren! stehen Sie auf! — Wir machen nur noch die Volante heraus; dann ist es fertig. — Die Volante!" ruft Tobias. aus; „was ist denn das? — Jeder setzt, wenn Alle passen, eine Marke ein, und dieses wird jedesmal wiederholt. — Potz Teufel, meine Herren! da kann es am Ende aber hoch gehen. Sie spielen ein verderbliches Spiel. — Macht Ihnen das bange, Herr Tobias? — Das sage ich nicht... was ist der Einsatz? — Fünf Franken.

Der dicke junge Mann griff an seine Tasche und fühlte, daß sein Geld zu einem und einem halben Einsatze reichen werde. Indessen setzte er sich doch mit Sicherheit auf Herrn Cölestins Stuhl, dessen Platz er einnahm, während der Maler an der Stelle des heitern Mouillot einsaß.

„Cölestin hat sich wieder etwas Schönes gesammelt!" sagt lachend Albert. — „Weiß Gott nicht... ich habe das Verlorene wieder gewonnen... das ist Alles! Hören Sie, Balivan, ich komme wieder auf die schöne Nachbarin zurück. Wollen Sie mein Bild wetten, daß es mir gelingt, sie zu verführen? — Gern. Wir wollen es mit einander ausmachen: wenn ich verliere, so male ich Ihr Bild umsonst. — So meine ich. — Und wenn ich gewinne? — So be-

zahle ich es Ihnen. — Er hat es gut mit mir vor; wo ist dann aber mein Beneficium? — Meine Herren," spricht Mouillot, „ich wette etwas für die Gesellschaft weit Angenehmeres... Ich will machen, daß die kleine Nachbarin zu uns herunterkommt! — Das geht noch weiter. — Du hast gesagt, Balivan, daß sie hier oben wohne. — Ja. — Nun, man gebe mir einen Hammer; ich schlage die Decke ein... dann muß die reizende Grisette wohl hier herunterfallen... — Ach, ach! das ist ein ausgezeichnetes Mittel!"

Tobias, welcher bereits seinen Einsatz verloren und Geld aus dem Leuchter genommen hat, um noch einmal einsetzen zu können, ist nicht mehr zum Lachen aufgelegt und schreit: „Ach, meine Herren, weil ihr jetzt nicht spielt, hindert ihr auch die Andern am Spiele... Laßt uns doch mit Frieden... Ich verliere schon ein wahnsinniges Geld... Ich verwirre mich... habe Misty und sehe sie nicht! — Ach, ein wahnsinniges Geld! jetzt setzt er zum zweiten Male ein! — Man kann eben nicht in Allem glücklich sein, lieber Freund... Sie kommen von einer Zusammenkunft mit einer schönen Frau her, wo Sie mit Myrthen bekränzt wurden... Sie dürfen wohl Ihr Geld verlieren!...

Tobias beißt sich ärgerlich in die Lippen und gibt keine Antwort.

„Und dann hat er Crevette in die Wade gekniffen!" ruft Mouillot lachend aus. — „Und dafür eine geschwollene Nase!" fügt Cölestin bei. „Der Mensch hat durchweg Glück... Punsch, meine Herren! —

Ja, ich will ... Ich setze zwanzig Franken. — Ich halte darauf!" entgegnet Tobias. — „Es gilt! ... Zeigen Sie Ihre Karten!"

Die Spiele werden aufgelegt. Herr Varinet, gegen den Tobias gewettet, hat ein Misty; der dicke junge Mann hat drei Aß, glaubt, er habe gewonnen und fällt über das Geld her.

Der junge Herr mit den weißen Augenwimpern hält seinen Gegner kaltblütig zurück und sagt zu ihm: „Was haben Sie denn im Sinne? Sehen Sie denn nicht, daß ich ein Misty habe? — Und sehen Sie nicht, daß ich drei Aß habe? — Ihre drei Aß gelten nicht, da wir ja nicht Trischak spielen. — Ach, mein Gott, das habe ich vergessen ... ich dachte nicht mehr daran! ... Ach, meine Herren, es ist ein Irrthum ... es gilt dießmal nicht ... — Ganz im Gegentheil; Sie hätten aufpassen sollen. Sie hätten übrigens mit ihren drei Aß eben so gut gewinnen können, wenn Ihnen nicht gerade ein Misty entgegengehalten worden wäre ... Rasch, lieber Freund, bezahlen Sie! ... Potz Kukuk sind Sie schlecht bestellt, Sie haben nicht einmal dreißig Franken vor sich liegen! — Ich habe dreißig Franken fünfzig Centimen und muß wieder einsetzen ... das ist eine Freude ... — Der Undankbare! er war glücklich in der Liebe und will nicht einmal Unglück im Spiele haben. — Ich sehe nicht ein, warum ich immer verlieren soll! — Denken Sie an Madame Plays und beklagen Sie sich dann, wenn Sie es können!"

So oft man von Madame Plays spricht, macht

Tobias ein sonderbares Gesicht, betrachtet Albert argwöhnisch und brummt zwischen den Zähnen hindurch. Nachdem er aber alle seine Taschen durchwühlt hat, macht er eine erstaunte Miene und sagt: „Schau, ich habe kein Geld mehr! — Sie haben es wahrscheinlich schon vorhin bemerkt, als Sie Geld aus dem Leuchter genommen haben. — Ja, es ist wahr. Albert, wollen Sie so gut sein und mir drei oder vier Napoleons leihen? — Mit größtem Vergnügen würde ich es thun," entgegnet Albert; „aber ich habe fünf- bis sechshundert Franken verloren und mußte deßhalb selbst schon entlehnen. Legen Sie einen Fetisch ein... das ist das Einfachste... zum Beispiel einen Sous, einen Schlüssel... oder was Sie sonst wollen, und schätzen Sie den Gegenstand im Werth von einer bestimmten Summe. — Sie haben in der That Recht... ich will einen Fetisch einlegen!"

Tobias sucht in seiner Tasche, zieht eine der Oliven heraus, die er beim Mittagessen eingesteckt hat, und legt sie vor sich hin, indem er sagt: „Diese Olive ist fünfhundert Franken werth!"

Der Maler lacht hell auf und schreit: „Das sind theure Oliven!... — Jetzt wundert es mich nicht mehr, warum er sich die Taschen damit vollgestopft hat!" ruft Mouillot aus; „er hat dann wenigstens für zehntausend Franken eingesteckt!... Wer will Punsch? ich schenke ein... Ei, ich sehe meinen Einschläferer nicht mehr... Wo ist denn Dupetrain?... Ist er denn fort?... — Wahrscheinlich!" entgegnet Balivan. „Er spielt nicht, und nun wird er sich, in

der Ueberzeugung, daß er unmöglich seine überraschende Erzählung anbringen könne, in's Bett gelegt haben, um wenigstens Jemand einzuschläfern. — Wie heißt Ihre hübsche Nachbarin?" fragt Cölestin, sich auf einem Kanapee ausstreckend. — „Meine Nachbarin?... warten Sie eine Weile... ich spiele gerade. — Ich halte Ihnen," entgegnet Tobias, wild die Augen rollend; „ich mache dieses Spiel! — Gut also..."

Tobias legt ab und hat ein Misty, aber Balivan drei mit dem Umschlag gleiche Karten oder ein vierfaches Trischak.

„Sie sagten mir ja vorhin erst, die Trischak gelten nichts mehr!" ruft der kleine junge Mann aus. — „Freilich; aber nicht die vierfachen! diese sind ja besser als Alles. — Ach was! das ist zum Tollwerden! Ich verliere den Verstand über diese Geschichte! Ich weiß gar nicht mehr, was ich spiele... — Nun, bezahlen Sie mich! Sie sind noch glücklich, ich habe fast nichts vor mir... nur einundzwanzig Franken. — Mit solchem Glück kann man ein Lump werden... Hier... wechseln Sie mir; das ist fünfhundert Franken werth.

Damit bietet ihm Tobias seine Olive an; aber Balivan nimmt sie nicht an und erwiedert: „Sie sehen doch, daß ich Ihnen nicht herausgeben kann. Sie sind mir also einundzwanzig Franken schuldig."

Einige Augenblicke später verliert Tobias fünfzehn Franken an Herrn Varinet, der viel Gold und Silber vor sich liegen hat. Er bietet diesem eben-

falls seinen Fetisch an und sagt: „Haben Sie die Güte, mir zu wechseln... es ist bequemer zum Ausbezahlen."

Herr Varinet nimmt die Olive, legt sie vor sich hin und stellt Tobias vierhundert Franken in Gold und fünfundachtzig Franken in Silbergeld zurück. Der Letztere scheint über den Anblick des Geldes an der Stelle der versetzten Olive sehr erfreut zu sein und läßt, während er thut, als richte er seinen Einsatz, einige Stücke davon in seine Tasche gleiten.

„Sie sind mir einundzwanzig Franken schuldig," sagt Balivan. — „Ach es ist wahr... Wie diese fünfhundert Franken davon fliegen!... sie werden bald draußen sein! — O! dazu hat es noch Zeit!... — Ist unsere Viertelstunde des Austretens noch nicht da? — Das Austreten ist nicht an uns, sondern an den Herren Varinet und Albert. — Ach! ich meinte, wir treten aus. — Nein, wir sind ja eben erst eingetreten."

Herr Tobias scheint jetzt durchaus keine Lust zum Spiele mehr zu haben; er ist aber gezwungen zu bleiben, während Mouillot und Cölestin die Plätze Varinets und Alberts einnehmen. Der Letzte steckt seine Olive sorgfältig in seinen Geldbeutel und sagt: „Ich muß mich wohl in Acht nehmen, sie zu verlieren... sie hat den Werth eines Wechsels!... Wenn es mir einfiele, sie zu essen, wären es theure Bissen. — Ich habe sechshundert Franken verloren!" ruft Albert aus. „Es ist mir aber gleichgültig, weil ich hoffe, daß sich an mir das Sprichwort eben

so gut bewährt, als an Tobias... und ich morgen glücklich in der Liebe sein werde. Ach! wenn doch die ersehnte Zeit schon da wäre, es ist aber erst halb ein Uhr! — Halb ein Uhr!" schreit Tobias, „ach, mein Gott! ich habe meine Portière nicht von meinem Ausbleiben in Kenntniß gesetzt... ich habe höllische Angst, nicht in's Haus hinein zu können... — Dann bleiben Sie die Nacht da... — Außer dem Hause schlafen... O warum nicht gar!... nein... außerdem habe ich morgen in aller Frühe ein Rendezvous... und wenn ich nicht wenigstens einige Stunden schlafe, so bin ich acht Tage lang krank! — Was sind auch das für Menschen!" sagt Mouillot; „ich wache so lange man will, ich trinke so viel man will und liebe so viel man will, und bin doch immer gesund!"

Albert geht im Atelier auf und ab, betrachtet die weiblichen Bildnisse und ruft aus: „Wie glücklich sind doch diese Maler! ... Wenn Sie eine schöne Frau zum Modell haben, dürfen Sie sie oft und lange betrachten, dürfen ihr ein Lächeln anbefehlen... und jede Stellung von ihr verlangen, die ihnen Freude macht! — Es ist eine sehr wollüstige Beschäftigung!" versetzt der junge Pigeonnier, der immer nach der Uhr blickt, die Balivan wegen des Ein- und Austretens der Spieler auf den Tisch gestellt hat. — „Ei! meine Herren, es scheint mir, es gehe nicht mehr recht," sagt Herr Varinet, zum Spieltische tretend. — „Ich glaube es zum Henker wohl! Tobias paßt mit den besten Karten!" ruft Balivan

aus. „Es scheint, er will keine Olive mehr versetzen. — Ich warte auf Glück... Ah! jetzt müssen wir austreten."

Pigeonnier erhebt sich eilig von seinem Sitze, und Balivan ist genöthigt, ein Gleiches zu thun. „Wir hätten wenigstens noch eine halbe Minute Zeit gehabt," sagt er, „Pigeonnier zwingt mich, zu frühe auszutreten. — Es ist drei Viertel!" ruft der dicke junge Mann, auf die Uhr zeigend, aus. „Ach! mein Gott! meine Portière, die Frau Pluchonneau, hört so schlecht!..."

Balivan nimmt Tobias beim Arm, der sich, während er die Gemälde zu betrachten scheint, sachte nach der Thüre schleichen will, führt ihn zur Punschschüssel zurück und sagt: „Kommen Sie doch und trinken Sie... — Ich habe schon so viel getrunken. — Um so mehr. Wollen Sie rauchen? — Ach ja! wenn Sie mir eine Ihrer ausländischen Pfeifen geben möchten. — Ich habe einige hier... ich brauche sie nicht einmal in meiner Stube zu holen... warten Sie, ich will Ihnen eine stopfen."

Tobias, der hoffte, der Maler werde sich auf einen Augenblick entfernen und ihm somit Zeit zum Fortgehen lassen, ist gezwungen, sich noch länger aufzuhalten und schreitet mit ernster Miene im Atelier auf und ab. — „Hier, rauchen Sie diese, und sagen Sie mir dann, wie sie Ihnen schmeckt!" sagt der Künstler, dem jungen Manne ein Marguilé (türkische Pfeife) von bedeutender Länge reichend. „Das war die Pfeife des Ali-Pascha. — Teufel! wenn

ich wild würde, weil ich aus dieser Pfeife rauchte... Gleichviel, ich will es wagen. Wie soll man sie aber anzünden? Das ist keine Kleinigkeit, sie geht so weit hinunter. — Man stellt ein Licht auf den Boden und zündet dann die Pfeife an. — Ach! richtig."

Tobias nimmt eine der Kerzen vom Spieltische weg und stellt sie auf den Boden.

„Verzeihen Sie, meine Herren," sagte er, „es geschieht nur, um Ali-Pascha's Pfeife anzuzünden."

Kaum hat der junge Pigeonnier den Kopf der Pfeife, deren Spitze er im Munde hat, an's Licht gebracht, als ein fürchterlicher, einem Pistolenschuß ähnlicher Knall ertönt: das Marguilé zerplatzt, die Kerze fällt um, ein dicker Rauch erfüllt das Atelier, die Trümmer der Pfeife fliegen in alle Weite hinaus und Tobias verschluckt fast ein Stück von der Mundspitze, die ihm im Augenblick des Losknallens in den Schlund hineinfuhr.

Pigeonnier fällt rückwärts zu Boden. Alle blieben starr vor Erstaunen, aber als sie sich vom ersten Schreck erholt hatten, brachen sie in ein allgemeines Gelächter aus, nur Tobias, dem noch ein Stück von der Pfeifenröhre den Mund versperrte, stimmte nicht damit ein. „Was ist denn das für ein Tabak!" ruft Mouillot aus. — „Balivan wird in der Zerstreutheit wieder etwas angestellt haben," sagt Albert.

Der Maler schlägt sich vor die Stirne, schaut in die Lade, aus welcher er Tabak zu nehmen geglaubt hatte.

„Ach, mein Gott!..." ruft er aus, „jetzt weiß

ich, was es ist... Meine verfluchten Jungen haben diesen Morgen Patronen zu einem Gewehr mit Schwanzschrauben machen wollen, welches ich gerne probirt hätte... eine Flinte, die unterhalb geladen wird... und ich stopfte in Gedanken Pulver statt Tabak in die Pfeife. Der arme Tobias!... es thut mir verzweifelt leid!... Was hat er denn?"

Der arme Tobias kann nicht schreien, aber er deutet auf seinen Mund, der sperreweit offen steht und macht ein klägliches Gesicht. Man eilt ihm zu Hilfe und ist vermittelst einer kleinen Zange im Stande, das zwischen seiner Zunge und seinem Gaumen abgebrochene Stückchen der Pfeife herauszuziehen.

„Sackerment!" tobte Tobias, „sobald er wieder sprechen konnte, das ist eine Schändlichkeit, mir eine mit Pulver gestopfte Pfeife zu geben... Wissen Sie, meine Herren, daß das ein niederträchtiger Scherz ist, der mich hätte mein Leben kosten können!... Ihr Narguilé des Ali-Pascha ist ein sauberes Ding!"

Mit Mühe brachte Balivan den kleinen jungen Mann wieder zur Ruhe und erklärte ihm, daß er beim Stopfen der Pfeife an etwas ganz Anderes gedacht und deßhalb nicht darauf Achtung gegeben habe. Endlich erholte sich Tobias auch wieder und das Bouillotte-Spiel wurde wieder fortgesetzt, aber mit einem Male hörte man ein gellendes Geschrei, welches von der Küche herkam und an dem Balivan die Stimme seines Dienstmädchens erkannte. „Hat wohl Crevette auch eine Pfeife des Ali-Pascha rauchen wollen?" frägt Mouillot. — „Laßt uns sehen,

was es gibt! — Wir wollen der Burgunderin zu Hilfe eilen!"

Die jungen Leute folgen schnell Balivan, nur Tobias benützt diese Verwirrung, um sich sachte aus dem Staube zu machen, denn er war entzückt, das für seine Olive erhaltene Geld mitnehmen zu können.

Der Maler ging unterdessen in die Küche, dort sieht er aber Niemand, daher tritt er in das kleine dunkle Kämmerchen ein, wo sein Dienstmädchen schläft; hier erblickt man Jungfer Crevette, die weiter nichts auf dem Leibe hat, als was die Engländerinnen zu nennen erröthen würden, wie sie den Magnetiseur Dupetrain tüchtig auf dem Boden herumstaucht.

„Ha, Flegel!" schreit sie, „ha! seht mir einmal den Menschen an! Der hat, weiß Gott, einen schönen Einfall!... kommt da, während ich schlafe, in meine Kammer ... um weiß was mit mir anzufangen! Glücklicher Weise war ich erst halb eingeschlafen und konnte ihn gerade noch erwischen, als er, wie mir schien, glaubte, es sei mir zu warm und mir die Decke wegzog."

Mit Gewalt muß man Herrn Dupetrain den Händen der Burgunderin entreißen, welche immer noch auf ihn hineinprügeln will, endlich erinnert sie sich aber, daß sie sich in Gegenwart der jungen Leute im Hemde befindet und macht plötzlich einen Satz in ihr Bett hinein; da sie aber zu gymnastischen Uebungen etwas zu schwer ist, fällt sie seitwärts auf ihr Lager hin und bietet der Gesellschaft den rundesten Theil ihres Körpers dar.

Die jungen Herren klatschten in die Hände und rufen aus: „Bravo! herrlich! Ach Crevette, mache noch einen Purzelbaum! Du kannst es vorzüglich!... Welchen Vollmond hast Du uns gezeigt!... Ach! morgen wird es schön Wetter geben!..."

Die Burgunderin ist wüthend; sie ergreift ihren Nachttopf, hält ihn in die Höhe und schreit: „Wenn Sie sich nicht augenblicklich aus der Kammer entfernen, so werfe ich Ihnen das Nachtgeschirr an den Kopf!"

Balivan, der weiß, daß sein Dienstmädchen wohl im Stande wäre, ihre Drohung auszuführen, drängt seine Freunde hinaus. Man verläßt Crevette's Kammer und kehrt in das Atelier zurück.

„Ach! Herr Dupetrain, Sie sind, wie es scheint, ein rechter Schelm!" sagt Mouillot zu diesem. — „Sie machen hübsche Geschichten," versetzt der Maler, „man glaubt, Sie seien fort, während dessen schleichen Sie in die Kammer meiner Magd hinein. — Er hat sie ohne Zweifel magnetisiren wollen. — Meine Herren," entgegnet Dupetrain, nach seinen Phrasen ringend, „ich schwöre euch, ich hatte keine unrechte Absichten, die Burgunderin hat sich in mir getäuscht: Was hatte ich im Sinne?... Ich wollte mit dieser plumpen, rohen Natur einen magnetischen Versuch anstellen... Ich dachte bei mir: wenn es Dir gelingt, dieses Landmädchen in Extase zu versetzen... so ist es ein weiterer Beweis für die ausgezeichnete Macht deiner Kunst!... — Ja, und er hat Crevette die Decke weggezogen, um ihre plumpe Natur zu sehen!...

— Meine Herren, um sich mit einer Person in Rapport zu setzen, ist es unumgänglich nothwendig... — Genug, genug! wir wollen nicht weiter hören... Zum Spiele! zum Spiele!... — Ei aber... es fehlt uns Jemand," sagt Mouillot. — „In der That, Tobias ist nicht mehr da... Schau, sollte er fort sein... Es ist nicht möglich."

Man durchsucht das ganze Atelier, weil man glaubt, der junge Mann habe sich zum Scherz versteckt, aber man überzeugt sich, daß er wirklich fort ist.

„O! er hat schon lange gehen wollen," sagt Balivan. — „Ja, seit er seinen Fetisch eingewechselt hat. — Das ist sehr bequem, es bleiben ihm wenigstens noch vierhundert Franken an Geld von seiner Olive übrig, und er hat sich mit davon gemacht. Varinet, Sie haben da einen sehr gefährlichen Fetisch!..."

Herr Varinet nimmt ganz ruhig seine Olive, wickelt sie in ein Papier und steckt sie in die Tasche, während er sagt: „Glauben Sie, der junge Mann vergesse das mir in Versatz gegebene Pfand einzulösen? Ich denke, daß er mich aufsuchen und es bei mir abholen wird. — O! er wird Sie bezahlen, ich zweifle nicht daran," entgegnet Albert. — Cölestin zuckt die Achseln und brummt: „Möglich!... er könnte aber seine Schuld auch vergessen, und Sie werden wahrscheinlich genöthigt sein, ihn daran zu erinnern!... Verlieren Sie ihren Fetisch nicht! — Was mich betrifft, so gebe ich keinen Thaler für diese Olive da!"

Die jungen Leute setzen sich wieder zum Spiele,

nachdem sie sich vorher von Dupetrain verabschiedet haben, den Balivan dießmal bis auf die Flur hinausbegleitet, damit er nicht irre gehe und nicht noch einmal versuche, seine Magd in Verzückung zu bringen.

Während einer Stunde wurde das Spiel noch mit Heftigkeit fortgesetzt, dann aber stand Albert, welcher zwölfhundert Franken verloren hatte, auf, warf sich auf einen Sopha und sagte: „Ich habe genug, meine Herren, ich will jetzt schlafen."

Die vier übrigen Spieler spielten ihre Bouillotte noch einige Zeit sehr eifrig. Endlich stellt sich aber Cölestin, der viel gewonnen hat und nicht gerne wieder verlieren möchte, auch, als ob er schläfrig wäre und legt sich auf den Divan. Mouillot, Balivan und Herr Varinet spielen ziemlich lange zu drei, aber als Balivan gänzlich geplündert ist, zieht er sich ebenfalls zurück und sagt: „Ich lege mich zu Bette. — Also wir Beide gegeneinander," sagt Mouillot zu dem jungen blonden Manne. — Wie... kann man auch zu zweie Bouillotte spielen? — Ganz gut, es ist sogar sehr pikant. Der, welcher gibt, fragt an; wenn er nicht spielen mag, legt er eine Marke ein, dann gibt der Andere wieder die Karten. So kann man lange fortspielen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, da man sehr oft paßt."

Varinet geht das Spiel ein; da aber Mouillot bedeutend Glück in der Bouillotte zu zweie hat und sehr fein spielt, so gewinnt er bald seinem Gegner alles Geld ab; Herr Varinet hat nichts mehr als

seine Olive, welche er ebenfalls einsetzen will, aber Mouillot, dem nichts an dem Gewinne derselben liegt, zieht es jetzt auch vor, ein kleines Schläfchen zu machen. Er legt sich zu Cölestin auf den Divan.

Der junge Mann mit den weißen Augenwimpern setzt sich ernsthaft in einen Lehnstuhl und bald schläft Alles in dem Atelier des Malers, wo die vollkommenste Ruhe an die Stelle der tobenden, ausgelassenen Heiterkeit getreten ist, welche der Dunst des Punsches bewirkt hatte.

Drittes Kapitel.

Der Hängeboden.

Nach dem Auftritte, der sich in der Schenke zugetragen hatte, ging ein Jeder nach Hause, und Paul war einer der Ersten, die sich entfernten, aber ehe er ging, warf er noch einen Blick auf Sanscravate, worin sich nicht der mindeste Haß wegen der Drohungen, welche dieser gegen ihn ausgestoßen hatte, ausdrückte, sondern er schien im Gegentheil zu erwarten, daß ihm versöhnend die Hand gereicht werde. Sanscravate hatte einen Augenblick unschlüssig geschienen, aber Johann Ficelle raunte ihm einige Worte in's Ohr; darauf wendet er rasch den Kopf ab, ohne ein Wort zu dem jungen Commissionär zu sagen.

Paul schlief wenig während der Nacht, zwar nicht wegen der Scenen im Wirthshause, sondern weil er

an den kommenden Morgen dachte: die Aussicht, Elina zu sehen und einige Zeit mit ihr zuzubringen, erfüllte sein Herz zum Voraus mit der lebhaftesten Wonne. Das Bild des jungen Mädchens stand unaufhörlich vor seinen Augen; an seine Geliebte denken ist mehr werth, als schlafen. Die wachen Träume sind oft sehr süß: diese kann man nach seiner Phantasie ausschmücken und verherrlichen; die Träume während des Schlafes sind dagegen nicht immer rosiger Natur.

Halb sechs schlug es eben, als Paul an der kupfernen Klingel zog, welche an dem Hause angebracht war, wo Elina und ihre Tante wohnte. Man öffnet ihm nicht. Der junge Mann sieht sich genöthigt, noch zwei weitere Male zu klingeln, denn die Portiers in der Chaussée d'Antin stehen nicht so bald auf, als ihre Kollegen auf dem Marais. Endlich wird die Thüre aufgemacht: ein alter Mann streckt seinen mit mehreren baumwollenen Mützen bedeckten Kopf aus einem Guckfenster heraus und fragt mißmuthig: „Wer wagt es, Einen so frühe schon im Hause zu beunruhigen? Zu wem wollen Sie... es ist noch Niemand auf!... — Entschuldigen Sie, ich möchte gerne zur Fräulein Elina, um ihr bei ihrem Auszuge zu helfen," antwortet Paul, „sie ist gewiß schon auf, denn sie hat mich auf halb sechs Uhr bestellt. — Gut!... das ist unterhaltend," brummt der Portier. „Die Einen stehen mit dem Frühroth auf, die Andern gehen die ganze Nacht nicht zu Bette und machen Spektakel! Das war wieder

schändlich heute Nacht! was die für einen Lärm in dem Atelier dieses Schmierers gemacht haben; wann werden mir doch diese Leute einmal vom Halse geschafft werden?"

Paul schenkt den Betrachtungen des Portiers kein Gehör; er eilt die Treppe hinauf und steht in wenigen Augenblicken vor der Wohnung der Frau Vardeine. Er hustet leise und man öffnet ihm alsbald, denn Elina war schon aufgestanden und erwartete Paul; vielleicht hatte sie auch nicht viel geschlafen.

Wenn es Jemand wundern möchte, daß eine junge, hübsche Nätherin eine so zärtliche Neigung für einen einfachen Commissionär empfinden konnte, so muß man sich erinnern, daß Paul weder in seinen Manieren noch in seinen Aeußerungen etwas von der Rohheit der übrigen Männer seines Standes an sich hatte, daß er durch die Verwendung eines wohlwollenden Mannes Erziehung genossen und längere Zeit die Stelle eines Commis versehen, und daß er endlich, wenn auch durch Umstände zu seiner gegenwärtigen Beschäftigung gezwungen, durchaus die Gewohnheiten seiner Genossen nicht angenommen hatte, daß er sich nicht wie diese in den Wirthshäusern herumtrieb, wo wir ihn am Vorabende zum ersten Male gesehen haben, und daß seine Sprache so sanft war als seine Stimme.

„Hier bin ich, Fräulein," sagt Paul mit einer linkischen Begrüßung zu dem jungen Mädchen, denn nichts macht so linkisch als die erste Liebe, besonders

Solche, die es nicht darauf anlegen, den Gegenstand ihrer Leidenschaft zu verführen. Bei den Frauenzimmern ist es anders: die Liebe macht sie beinahe immer anmuthiger und reizender; mit dem gesteigerten Wunsche, zu gefallen, entwickeln sie auch mehr Liebenswürdigkeit, so daß man immer mehr und mehr zu bewundern an ihnen findet.

„Ich komme vielleicht zu frühe, Fräulein, und habe Sie aus dem Schlafe gestört... — O nein," entgegnet das junge Mädchen mit einem lieblichen Lächeln, „ich bin schon lange auf... ich habe Sie bereits erwartet... kommen Sie nur herein, lassen Sie uns aber recht stille sein, denn meine Tante schläft noch, und es wäre mir gar zu lieb, wenn bei ihrem Erwachen Alles fertig wäre."

Der junge Commissionär folgt Elina, welche ihn in das kleine Gemach hineinführt, das ihr bisher als Schlafzimmerchen gedient hat.

„Das ist mein ganzes Mobiliar," sagt sie zu ihm; „ein Bett, ein Nußbaumschrank... dieses kleine Tischchen und ein Stuhl; um aber den Verschlag oder vielmehr den Hängeboden zu möbliren, der von nun an für mich bestimmt ist, wird es wohl genug... vielleicht sogar zu viel sein... Ich möchte jedoch gar zu gerne, daß Alles darin Platz fände, denn der Schrank ist von meiner Mutter, das Schreibtischchen von meinem Vater, und wenn ich diese Möbeln um mich habe, so glaube ich mich weniger verwaist... und meine immer, Vater und Mutter leben noch, um mit sorgsamem Auge über mich zu

wachen! Man ist so glücklich, wenn man etwas von seinen Eltern um sich hat!... Ach! ich gäbe diese beiden Möbeln nicht um alles Gold der Welt her... obgleich sie abgenützt und veraltet sind... Meine Tante hat einmal gesagt, der alte Schrank sei nicht mehr als das Verbrennen werth... O! aber da bin ich böse geworden... seitdem hat sie nichts mehr davon gesprochen! Diesen Schrank verbrennen, in welchem meine gute Mutter ihre Kleider und ihre Wäsche aufbewahrte... mich von diesem Tischchen trennen, auf welchem mein Vater täglich geschrieben hat!... o niemals! niemals!... wenn ich sogar einst reich würde, wären mir diese beiden Möbeln gleich werthvoll und ich würde sie nie veräußern."

Elina hat Thränen in den Augen, als sie diese Worte vollendet; Paul betrachtet sie mit Aufmerksamkeit, mit Liebe: das junge Mädchen scheint ihm noch schöner, denn edle Gefühle erhöhen die Reize eines Menschen, während das Böse verhäßlicht und entstellt. Die Frauen schaden sich selbst, wenn sie zornig, mürrisch und eifersüchtig sind.

„Sie haben Recht, Fräulein," erwiedert Paul seufzend, „es muß ein großes Glück sein, wenn man etwas besitzt... was von seinen Eltern herstammt! — Haben Sie die Ihrigen verloren, Herr Paul. — Ja, Fräulein... — Schon lange? — Ja. — Haben sie Ihnen nichts zurückgelassen? — Nein, Fräulein, gar nichts! — O, mein Gott! Aber sehen Sie doch, welche sonderbare Aehnlichkeit zwischen uns beiden. Beide Waisen... die kaum ihre Eltern gekannt

haben... befinden wir uns in gleicher Lage... — O nein, Fräulein, Sie sind viel glücklicher als ich!... — Ach ja! weil ich diesen Schrank und diesen Schreibtisch habe!".

Paul antwortet nichts, er wendet das Gesicht ab und wischt eine Thräne ab.

„Ich bin recht einfältig!" ruft dann Elina aus, „ich spreche von Dingen mit Ihnen, die Sie betrübt machen. Kommen Sie... wir wollen arbeiten, es bleibt uns ohnehin nicht viel Zeit übrig. Ich habe den Schlüssel zu unserem neuen Logis, die Thüre dort gegenüber ist es; ich will geschwinde aufmachen."

Während das junge Mädchen eine andere Thüre auf der Flur aufmacht, schlägt Paul so leise als möglich das Bett ab, dann nimmt er die Möbeln und trägt sie in's neue Quartier hinüber.

Elina zeigt ihm einen Verschlag in der Höhe oben, eine Art Hängeboden, zu welchem man durch ein kleines viereckiges Gemach gelangt und sagt: „Das ist mein Zimmer... es scheint mir, es sei nicht recht hell dort oben... allein meine Tante meint: zum Schlafen brauche man nicht viel zu sehen. — Ihre Tante ist gar nicht gütig gegen Sie, und kann doch nur Gutes von Ihnen sagen. — O! Herr Paul, die Tanten denken nicht wie... unsere Freunde!... Sie finden immer Gründe, uns zu schmähen. Warten Sie, es ist eine Leiter da, auf der man in meine neue Wohnung hinaufklettern kann... ich muß Acht geben, daß ich sie feststelle. — Ueberlassen Sie dieses Geschäft mir, Fräulein."

Der junge Mann stellt die Leiter zurecht und steigt in den Hängeboden hinauf. Elina, welche unten geblieben ist, ruft ihm zu: „Glauben Sie, daß alle meine Möbeln dort oben Platz finden? — Der Raum ist erst noch ziemlich groß... allein wenn man Ihre Bettlade heraufstellt, so kann man Ihren kleinen Schrank und Ihr Schreibtischchen nicht anbringen. — Dann lassen Sie die Bettlade unten, es liegt mir nichts daran, sie gehört meiner Tante. Ich will lieber auf dem Boden schlafen und die Möbeln meiner Eltern bei mir haben. — Sie liegen aber auf dem Boden nicht gut. — O, das macht mir nichts. Ich bin nicht so verwöhnt, wenn ich nur meinen Schrank und mein Schreibtischchen bei mir oben habe."

Paul handelt nach Elina's Wunsch; er legt die beiden Matrazen, woraus ihr Bett besteht, in eine Ecke des Kämmerchens, holt dann den Schrank und den Tisch herauf und stellt sie in des jungen Mädchens neues Logis; diese, welche unten geblieben ist, klatscht in die Hände und hüpft vor Freuden in die Höhe, als sie sieht, daß die beiden Möbeln, an denen ihr so viel liegt, Platz auf dem Hängeboden haben.

„Das wäre jetzt oben," sagt Paul, „es ist aber nicht einmal Raum für einen Stuhl mehr da. — Ach! das ist gleichgültig... Ich brauche keinen Stuhl da oben, ich setze mich auf's Bett... O! ich muß sehen, wie Sie es eingerichtet haben."

Damit steigt das Mädchen die Leiter hinauf und geht in das Kämmerchen hinein, ohne daran zu denken, daß Paul noch darin ist. Es ist sehr unbeson-

nen von einem Frauenzimmer, mit einem jungen Manne auf einen Hängeboden zu gehen. Es ist aber noch weit gefährlicher, wenn der junge Mann hübsch ist und uns gefällt.

An dieses Alles hatte übrigens Elina nicht gedacht. Zu ihrem Glück war Paul ein rechtschaffener, schüchterner Mann. Indessen kann das Herz des Rechtschaffensten fehlen, wenn es verliebt ist; das des jungen Mannes pochte gewaltig, als er das junge Mädchen die Leiter heraufsteigen und in das kleine Gemach eintreten sah, wo man sich nicht einmal ganz aufrecht halten konnte. Er hatte sich in eine Ecke zurückgezogen, um nicht zu viel Platz einzunehmen, und wagte es nicht, sich zu rühren.

„Ach, wie hübsch Alles geordnet ist!" ruft das junge Mädchen, sich umschauend, aus, „Alles hat Platz ... ich werde Alles bei der Hand haben ... O! wie froh bin ich."

Damit will das junge Mädchen, vergessend, daß es sich in einem so niederen Raume befindet, den Kopf in die Höhe heben, um sich bei Paul zu bedanken, stößt aber mit der Stirne an der Decke an, schwankt und fällt mit einem Schrei auf die Matrazen hin.

In einem Nu kniet Paul vor ihr, betastet ihren Kopf und untersucht, ob sie sich nicht irgend wo beschädigt habe.

„Mein Gott!" jammert er, „Sie haben sich wehe gethan ... ich hätte Sie vorher warnen sollen ... Ich will Wasser oder Heilmittel herbeiholen ..."

Aber Elina lächelt schon wieder; sie hält den jungen Commissionär zurück und sagt: „Es thut nichts... Es hat mich nur einen Augenblick betäubt... es ist schon vorbei... Vielleicht gibt es schlimmsten Falles eine Beule an die Stirne... nun! man muß von Allem ein Lehrgeld geben. — Erlauben Sie, Fräulein, daß ich irgend Etwas zur Linderung herschaffe... — Ach nein, ich sage Ihnen ja, es ist überflüssig! Geben Sie mir Ihre Hand..."

Elina nimmt Pauls Hand, drückt sie auf ihre Stirne und fragt: „Spüren Sie etwas? — Ja, Fräulein... o! es wird eine Beule geben!... — Die Frauenzimmer werden mich alle auslachen!... Man sagt: wenn man recht fest darauf drücke, gebe es keine Beule... Wollen Sie so gut sein und das thun?... — Ich fürchte, Ihnen wehe zu thun. — Nein, nein... drücken Sie nur recht darauf, ich bitte Sie, haben Sie keine Sorge!"

Der junge Mann zitterte, während er seine Hand auf Elina's weiße, glänzende Stirne drückte; die aschblonden Haare der hübschen Nätherin waren in Unordnung gerathen, mehrere Locken flatterten über Pauls Hand her, wodurch seine Bewegung noch vermehrt wurde, so daß seine Hand plötzlich wich, und von ihrer Stirne auf ihr Herz herabsank. Elina hatte es geschehen lassen, sie dachte nicht mehr an den erlittenen Stoß; das Herz ist beinahe meist ein Ableitungsmittel: wenn es recht mit etwas beschäftigt ist, vergißt man all seine Leiden.

Paul wußte nicht mehr, was er that; er stammelte

mit zitternder Stimme: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Elina, daß ich Sie liebe; ich weiß wohl, daß es sehr kühn von mir ist, und daß ich Ihrer nicht würdig bin... denn ich bin nur ein armer Commissionär... aber meine Liebe überwältigt meine Vernunft... sie wird mein Leben lang dauern... Dieses Geständniß entfährt mir wider meinen Willen... Ach! seien Sie nicht böse... ich will nie wieder über diesen Gegenstand mit Ihnen sprechen!"

Elina sah gar nicht böse aus, sie hatte purpurrothe Wangen und stotterte ihrerseits mit niedergeschlagenen Blicken: „Ich bin nicht böse... Es ist kein Verbrechen, Jemand zu lieben... Mein Gott, Herr Paul, noch ehe Sie mir es sagten... glaubte ich, oder vielmehr ahnte ich... ohne zu wissen warum... daß Sie mich lieben; und ich versichere Sie, es hat mir Freude gemacht... Ich verbiete Ihnen durchaus nicht, davon zu sprechen, sondern ganz das Gegentheil. — Ach! Elina, wie gütig sind Sie!... und wie glücklich wäre ich, wenn..."

Der junge Mann wagt nicht, zu vollenden: wenn Sie mich auch liebten. Seine Blicke ergänzten jedoch seine Worte. Elina verstand ihn und erwiederte naiv: „Ich glaubte, Sie hätten das auch errathen."

Paul drückt seine Lippen auf die Hand des jungen Mädchens, bedeckt sie mit Küssen und ruft aus: „Ach! ich darf also auch das höchste Glück genießen!... Ich beneide Niemand mehr... Der Gedanke, von Ihnen geliebt zu sein... ich wage kaum es zu glauben... verdoppelt meinen Muth... und wenn ich

Ihnen nicht ein glückliches Loos zu bieten im Stande wäre... wenn wir ein kleines Geschäft begründen könnten... wenn... O! es ist aber unmöglich... ich darf mich nie der Hoffnung hingeben..."

Pauls Angesicht hat sich verdüstert, er wendet seine Blicke von Elina ab. Aber das Mädchen ergreift seine Hand, drückt sie zärtlich und entgegnet: „Nun! warum werden Sie so traurig?... Ich fühle mich so glücklich... Glauben Sie denn, ich sei ehrgeizig, und ich werde nicht zufrieden mit dem Loose sein, welches Sie mir anbieten können?... Es ist recht häßlich, so etwas von mir zu denken. — Mein Fräulein Elina, ich denke nicht an das Vermögen. Ich bin überzeugt, daß Sie sind wie ich, und daß Sie nicht am Gelde hängen; aber... aber... Ach, Fräulein, ich will Alles sagen, denn ich will Sie nicht täuschen, und obgleich mich dieses Geständniß schwer ankömmt... sollen Sie doch erfahren, wer ich bin... und dann werden Sie einsehen, daß ich nicht würdig bin, von Ihnen geliebt zu werden. — Mein Gott! was wollen Sie sagen?... Sie machen mir Angst! Haben Sie irgend ein Unrecht begangen? — Das nicht! Aber vorhin haben Sie gesagt: unser Schicksal sei dasselbe, weil wir Beide Waisen seien... Das ist aber nicht ganz richtig, Sie haben zwar auch Ihre Eltern verloren, aber Sie kennen sie, Sie wissen, wer sie waren, und können sich der Küsse Ihres Vaters noch erinnern. Aber ich... weiß nicht, wer meine Eltern sind... Sie leben vielleicht, allein ich kenne sie nicht und weiß nicht wo... Sie

haben mich aus ihren Armen verbannt und verstoßen... Kurz, ich bin ein unglückliches Findelkind! — Ein Findelkind! — Ja, Fräulein, man hat mich in das Haus gethan, wo man alle die armen Kleinen hinthut, die ihre Eltern nicht erziehen können, oder manchmal nicht erziehen wollen... Ich hatte einen Zettel bei mir, auf welchem stand: Paul von Saint-Cloud, das ist ohne Zweifel der Ort, wo ich geboren bin. Und hier auf den Vorderarm hat man mir ein kleines Kreuz hineingemacht... welches immer von Werth für mich ist, denn es verwischt sich niemals... ob man mir das Zeichen beigebracht hat, um mich einst wieder zu finden oder wieder zu erkennen, das weiß ich nicht... Ich habe es lange gehofft! Jetzt habe ich aber die Hoffnung aufgegeben, denn es sind dreiundzwanzig Jahre verflossen, ohne daß ich jemals hätte von meinen Eltern sprechen hören... Und doch hat Herr Desroches... ein vortrefflicher Mann, der mich in meinem zehnten Jahre aus diesem Asyle der Barmherzigkeit zu sich in sein Haus aufnahm... so lange ich bei ihm war, alle möglichen Schritte gethan, Erkundigungen in Betreff meiner Eltern einzuziehen, aber es war alle Mühe umsonst, und wenn mich mein Wohlthäter aus Kummer, weder Vater noch Mutter umarmen zu können, weinen sah, so küßte er mich zärtlich und tröstete mich: Weine nicht, mein Junge, sprach er dann, die Geburt ist ein Spiel des Zufalls; diejenigen, welche mit einem Namen, vornehm und reich geboren werden, finden es oft nicht der Mühe werth, sich Aus-

zeichnung und Talente zu erwerben, weil sie sich, so wie sie sind, für gut genug halten; wer aber bei seinem Eintritte in die Welt dieser Vorzüge entbehrt, sieht sich genöthigt, das Fehlende durch ein gutes Betragen und Thätigkeit zu erlangen. Somit, mein Freund, wäre der Vortheil beinahe auf der Seite derer, die arm geboren werden. Durch solche Worte beschwichtigte Herr Desroches meinen Gram und stärkte er den Muth meiner Seele. Aber ich bin nichtsdestoweniger ein armes Findelkind, welches Ihnen weder Namen noch Familie anbieten kann. Das habe ich Ihnen sagen müssen, Fräulein Elina, denn man muß nie Jemand täuschen! Deßhalb stelle ich mir auch vor, daß ich nie würdig befunden werde, Ihr Herz zu erhalten."

Elina hörte mit lebhaftem Interesse der Erzählung des jungen Commissionärs zu. Thränen traten in ihre Augen, und als er zu reden aufgehört hatte, sagte sie mit jenem Ausdrucke der Freimüthigkeit, die aus dem Grunde der Seele kommt, zu ihm: „Hier... ich reiche Ihnen diese Hand, was Sie mir so eben gesagt haben, hindert mich nicht an der Liebe zu Ihnen... ganz im Gegentheil... und da meine Eltern gestorben sind, so glaube ich wohl das Recht zu haben, mir einen Mann wählen zu dürfen."

Paul ergriff mit trunkenem Entzücken die ihm dargebotene Hand, er bedeckt sie abermals mit Küssen und schwört Elina die süßesten Versicherungen seiner Liebe.

„Aber sehen Sie doch, wie Alles eine andere An-

schauung gewinnt!" ruft das junge Mädchen in seiner unschuldigen Freude aus, „dieses Kämmerchen schien mir vorher so häßlich ... jetzt finde ich es so hübsch und fühle schon zum Voraus, wie gut es mir darin gefallen wird ... denn ich werde mich stets erinnern, daß Sie mir hier zum ersten Mal gestanden haben, daß Sie mich lieben."

Paul will auf's Neue seine Schwüre wiederholen, als sie mit einem Male ein schallendes Gelächter neben sich hören. Die beiden Liebenden treten bis an den Eingang zum Hängeboden vor und erblicken in dem kleinen Vorzimmer, welches auf den Hausgang hinausführt, drei junge Leute, die unten an der Leiter stehen, auf der man in Elina's Kämmerchen steigt, und dort mit Bravo-Geschrei und tollem Gelächter in die Hände klatschen.

Die Neuangekommenen waren Albert, Cölestin und Mouillot, die wir in Balivans Atelier schlafend verlassen haben; sie lachten, als sie Morgens gegen sechs Uhr erwachten und sich hier fanden; dann dachte ein Jeder daran, sich nach Hause zu begeben, aber auf der Treppe erinnerte sich Cölestin der kleinen Nachbarin und rief aus: „Ei! und die kleine Nachbarin oben ... Potz Kukuk! die muß noch zu Hause sein, und ich gehe nicht, ohne sie gesehen zu haben. — Ich auch nicht," entgegnete der große Mouillot. „Ich will sehen, ob sie so hübsch ist, als unser Künstler behauptet hat ... Auf Wiedersehen, Albert, Du hast Eile, geh! — Nein ... ich habe schon noch Zeit, und ich will die Nachbarin auch sehen ... ich gehe

mit euch, meine Herren... — Wie gehen wir es aber an, daß sie uns aufmacht? — Das ist eine leichte Sache... Man klopft an... tappt laut herum... und schreit mit rauher Stimme: Jungfer, der Wasserträger ist da... die Wasserträger kommen immer frühe, und man macht ihnen sogar auf, wenn man erst zur Hälfte angekleidet ist... So wird auch uns aufgemacht werden."

Damit waren die jungen Leute die Treppe hinaufgegangen, und hatten Herrn Varinet mit seiner Olive im Sacke unten gelassen.

Im obern Stocke angelangt, sahen die jungen Herren mit Staunen zwei Thüren offen stehen; hierauf sagten sie zu einander: „Da brauchen wir nicht lange den Wasserträger zu spielen. Schläft wohl die schöne Nachbarin bei offener Thüre?... Das bewiese ein sehr unbefangenes Vertrauen... oder ganz das Gegentheil... zu welcher Thüre wollen wir hineingehen? — Zur nächsten besten."

Der Zufall hatte die Herren in die kleine Stube geführt, neben der der Hängeboden war. Dort belauschten sie die süßen Liebesschwüre, welche Paul und Elina austauschten, die sie Beide nicht hatten kommen hören, weil die Liebenden, wenn sie von ihrer gegenseitigen Anbetung sprechen, für alles Andere taub sind. Alsdann stellten die jungen Leute laut ihre Betrachtungen hierüber an.

„So viel es scheint, heben wir hier ein Nest aus," sagte Mouillot. — „Die Liebe auf einem Hängeboden... ein Genre-Bild," versetzte Albert. — „Und

dieser Balivan, der uns die Tugend seiner kleinen Nachbarin pries!" rief Cölestin aus. „Ich hätte unsern Künstler für klüger gehalten; so viel es scheint, sind ihm noch nicht alle Farben bekannt."

Hierauf waren sie abermals in lautes Gelächter ausgebrochen, und dieses hatte endlich unsere beiden Verliebten darauf aufmerksam gemacht, daß sich Leute in der Nähe befinden.

Elina erröthet bis an das Weiße ihrer Augen, als sie die jungen Leute erblickt, Paul bebt vor Zorn, er will schnell auf die Leiter hinaus, um hinabzusteigen, aber Cölestin hatte sie weggenommen.

„Da oben geht es, wie es scheint, recht lustig zu," sagt Mouillot, „ihr fanget euren Tag nicht übel an. — Sie ist, meiner Treu, wunderhübsch!" ruft Albert aus, „Balivan hat uns nicht getäuscht. — Ja, was das Gesichtchen anbetrifft... — Was thun Sie da, meine Herren, was wünschen Sie?" schreit sie Paul an; „warum nehmen Sie die Leiter weg?... Stellen Sie sie augenblicklich wieder an ihren Platz! — Aha! der Liebhaber wird wüthend!" sagt Mouillot. „Und doch könnte man, wenn man bösartig wäre, Beide da oben gefangen halten... und die Eltern des Fräuleins herbeiholen. Was würdet ihr dazu sagen?... — Daß es durchaus nichts Unrechtes sei, auf einen Hängeboden hinaufzusteigen, wenn man Möbeln hinaufschafft, und deßhalb bin ich mit dem Fräulein hier oben. — Ach! nicht übel! nicht übel!... und deßhalb küßt ihr einander und schwöret ihr euch Liebe, junger Verführer? — Mein Herr, ich habe

dem Fräulein nur die Hand geküßt. Und das, was ich zu ihr gesagt habe, geht Sie nichts an... Sie hatten kein Recht, uns zu belauschen. — Seht einmal... dann macht man die Thüren zu... ihr Unvorsichtigen!... — Aber, wahrhaftig, Gott soll mir es verzeihen, der Liebhaber ist einer unserer Commissionäre... ein Kamerad Sanscravate's! — Ach, in der That!... derselbe, der gestern Tobias' Commissionen besorgt hat. Ei! schöne Nätherin, ist es möglich! Sie lassen sich bis zu einem Commissionär herab? Sie treten sich selbst zu nahe, junges Mädchen, ihr Stand würde Ihnen etwas Besseres erlauben... besonders wenn man so reizende Augen hat... — Meine Herren!" schreit Paul mit drohendem Tone, „beleidigen Sie das Frauenzimmer nicht, oder ich zwinge Sie, es zu bereuen! — Du närrischer Kerl!" entgegnet ihm Cölestin, „schweig Du vor allen Dingen, oder man wird Dich für Deine Unverschämtheiten zu züchtigen wissen. — Wir stellen die Leiter nur unter gewissen Bedingungen wieder an ihren Platz," sagt Albert, „erstens muß sich die kleine Nätherin küssen lassen. — Und ich verlange, daß sie mir das Maaß zu ein Paar Unterhosen nimmt," fügt Mouillot bei.

Elina gibt keine Antwort; sie hatte sich beschämt in den Hintergrund des Hängebodens zurückgezogen und suchte sich den Blicken der Herren zu entziehen. Aber Paul ist nicht mehr Herr seines Zornes; er springt auf die Gefahr hin, sich zu verwunden, in die Stube hinab, eilt auf Cölestin zu, entreißt ihm

mit kräftiger Hand die Leiter, stellt sie wieder vor den Eingang zum Hängeboden und ruft aus: „Jetzt soll man es noch einmal wagen, sie hier wegzunehmen, dann hat man es mit mir zu thun!"

Die That des Commissionärs wurde so schnell und so energisch durchgeführt, daß die drei jungen Leute einen Augenblick ganz davon ergriffen waren. Nach einer Weile tritt jedoch Cölestin auf Paul zu und sagt barsch zu ihm: „Packe Dich augenblicklich hier hinaus! Leute wie wir werden sich nicht mit einem Menschen Deiner Art abgeben... wenn ich aber einen Stock bei der Hand hätte, könnte es mir leicht einfallen, ihn auf Deinem Rücken abzuschlagen."

Paul stellt sich vor Cölestin hin, schaut ihm fest in's Gesicht und entgegnet ihm: „Leute meiner Art, obgleich nur Commissionäre, sind schätzbarer als Leute wie Sie, die nichts als ein rechtschaffenes Mädchen beschimpfen können... Wenn Sie sich auf der Strgße auch für weit mehr halten als ich bin, weil ich dort stehe und Ihre Commissionen mache, so sind Sie doch hier weit unter dem armen, gemeinen Manne, der an der Straßenecke leben muß... weil er sich ehrenvoll benimmt, während Sie sich wie ein sittenloser Mensch betragen. — Ha! das ist zu arg! wie, meine Herren, werden Sie mir nicht beistehen, diesen Elenden zu züchtigen?"

Albert scheint unentschlossen, es war, als ob ihm Pauls Standhaftigkeit imponirt und er bei sich selbst gefühlt hätte, daß dieser junge Mann Recht habe.

Aber der dicke Mouillot wollte bei Cölestins Ruf nicht zurückbleiben; er näherte sich der Leiter, um sie wieder zu nehmen, und Cölestin versuchte es während dessen, Paul am Arme von seinem Standpunkte wegzuziehen, dieser aber stieß den Herrn von Valnoir so tüchtig auf die Seite, daß er schwankte und auf seinen Freund Mouillot zurücktaumelte. Indessen rüsteten sich die Herren dennoch, wiederholt auf den Commissionär loszugehen, als sich plötzlich ein gellendes Geschrei vernehmen ließ; die kleine Elina, welche von oben herab sah, daß Paul in's Handgemenge gerieth, fing ebenfalls an zu schreien und rief um Hülfe.

„Diebe! Diebe!" wiederholte eine Stimme aus der gegenüberstehenden Wohnung.

„Ach, mein Gott!" jammert Elina, „man bestiehlt meine Tante! Ach! Herr Paul, sehen Sie doch, was es gibt!"

Paul wollte weder von der Leiter weichen, noch Elina den Ungezogenheiten der jungen Leute aussetzen. Allein die Erscheinung einer alten Frau, welche nichts als ein Hemd und eine Nachtjacke auf dem Leibe, und ein türkenbundartig geschlungenes Madras-Halstuch um den Kopf gebunden hat, verändert Alles; es ist Elina's Tante, welche, ihre nachläßige Kleidung nicht beachtend, in's Zimmer hereinstürzt und über Hals und Kopf schreit: „Diebe!... es ist ein Dieb zu mir hereingekommen... ich sah ihn bei meinem Erwachen vor dem Bette stehen!... meine Herren, arretiren Sie ihn, ich bitte Sie... er

ist noch in meinem Zimmer! ich begebe mich unter Ihren Schutz."

Mit diesen Worten will sich Madame Vardeine in die Arme der jungen Leute werfen, diese sind aber barbarisch genug, diese Dame in Hemd und Nachtjacke, die in diesem Augenblicke vor den jungen Leuten nichts Verborgenes hat, von sich zurückzustoßen.

Auf das Geschrei des alten Weibes und des jungen Mädchens ist übrigens der Portier, in einer Hand den Besen und in der andern ein ungeheures Zeitungsblatt haltend, heraufgekommen. Zuerst bot er seinen Reisigbesen in's Zimmer herein, wie wenn er die Spinnen herunternehmen wollte, dann zeigte er erst sich selbst und begann mit rauher Stimme: „Bringt man sich hier um!... Was bedeutet der Lärm!... es ist kaum Tag... und ihr prügelt euch schon!... Ich erkläre euch, ich werde es dem Hausbesitzer sagen, damit er euch sammt und sonders zum Hause hinausjagt..."

Der Portier, der mehrere wollene und baumwollene Mützen staffelförmig auf dem Kopfe sitzen hat, und Madame Vardeine mit ihrem schiefen Turban haben so etwas Komisches an sich, daß Mouillot und Albert in ein ungeheures Gelächter ausbrechen. Zur Vermehrung der Confusion zeigt sich auch Herr Varinet unter der Thüre und fragt: „Was macht ihr denn alle da?"

Beim Anblick des jungen blondweißen Mannes macht Madame Vardeine einen Satz, der Alles, was sich in ihrer Nachtjacke befindet, grausam durcheinan-

der rüttelt, und ruft aus: „Da ist mein Dieb!... Dieser Mann stand vor meinem Bette, als ich erwachte; ich erkenne ihn an seinen Augenwimpern. — Ei! mein Gott, Madame," entgegnet ruhig Herr Varinet, „entschuldigen Sie mich doch, ich suchte nur diese Herren... von unten habe ich sie lachen hören, daher ging ich herauf; ich fand eine Thüre offen, trat hinein und kam, ohne zu wissen, wo ich hinging, in Ihre Stube..."

Madame Vardeine scheint noch nicht überzeugt, der Portier hält immer noch seinen Besen in die Höhe, als ob er Alles hinauskehren wollte, allein die Ankunft Balivans stellte wieder den Frieden her. Der Maler fordert seine Freunde zurück und versichert, daß sich keine Diebe unter denselben befinden; diese entschließen sich endlich, ihm zu folgen; ehe sie aber gehen, wirft ein Jeder noch einen Blick auf den Hängeboden, an dessen Rand die zitternde Elina kniete.

„Sie ist reizend," sagt Albert. — „Ich werde sie wiedersehen," sagt Mouillot. — „Ja, ja," sagt Cölestin, „und einem Jeden soll sein Betragen von diesem Morgen vergolten werden."

Paul antwortet nichts, aber sein auf Cölestin gehefteter Blick scheint diesem Trotz zu bieten und ihm anzudeuten, wie wenig er sich aus seinen Worten mache.

Viertes Kapitel.

Bei dem Commissär.

Es war Morgens acht Uhr. Sanscravate befand sich an seinem gewöhnlichem Platze, lag aber dießmal nicht auf seinem Reffe, sondern saß nur knapp auf dem Rande desselben, stützte beide Ellbogen auf die Kniee, den Kopf in die Hände und blickte mißmuthig um sich her; oft wendete er sein Auge auf Pauls Platz, der leer war, dann ballte er die Fäuste, brummte einige Worte zwischen den Zähnen hindurch und stampfte ungeduldig mit den Füßen auf das Pflaster.

Johann Ficelle ging der Länge und der Quere nach jedesmal in einer Entfernung von zwanzig Schritten auf und ab, spazierte unaufhörlich vor seinem Kameraden herum, an den er, während er abwechslungsweise bald in ein ungeheures Stück Brod, bald in eine Knackwurst biß, die er in der Hand hatte, von Zeit zu Zeit das Wort richtete. „Nun, Sanscravate, Du sprichst heute Morgen nichts... Hat Dir der kleine Schmaus gestern Abend die Zunge angebunden... Du bist doch nicht unwohl?... — Nein... nein!... O, daran denke ich schon nicht mehr!... ich fühle mich ganz gesund. — Ich will es hoffen; denn Du warst ja nicht betrunken! Wer das behauptet, lügt! — Ich meine doch, ich hätte einen kleinen Hieb gehabt. — Nicht die Spur!... Du glaubst es nur, weil Du Dich gestritten und dadurch erhitzt hast... Du kannst den Wein führen...

Ach, es ärgert mich schmählich, daß Du die Wette mit dem Gevatter Cagnoux nicht eingehen konntest... den hättest du schön zu Boden gesoffen... Der Hungerleider, der Paul, ist Schuld daran... Hm! er hat eine saubere Angst vor Dir gehabt. Sich weigern, wenn man zum Prügeln herausgefordert wird ... das heiße ich einen Menschen, der nicht in die Gesellschaft von Freunden taugt! Sieh', ich will nur einen Vergleich anstellen: er kommt mir gerade vor wie ein Schieferdecker, der sich fürchtet, auf ein hohes Dach hinaufzuklettern und deßhalb nur einstöckige Häuser decken wollte. — Er hat sich aber mit euch Andern schlagen wollen! — Ach was... Prahlerei ... Ausflüchte!... er wußte wohl, daß, wenn er Allen Trotz biete, er Keinen auf den Hals bekomme. Gegen Dich hat er sich vergangen und Dir war er Satisfaction schuldig... Sich weigern, mit seinen Freunden zu trinken ... das Glas zusammenwerfen ... Schönen Dank! das heiße ich allzu ungenirt. — O jetzt, wo ich wieder nüchtern bin, feinde ich ihn deßhalb nicht mehr an. Du siehst nun wohl, daß er Recht hatte, diesen Labouſſole zu verachten, da derselbe ein Dieb ist, und ich schäme mich jetzt, mit einem solchen Schurken angestoßen zu haben. — Ach nein! durchaus nicht!... Du bist im Irrthum! Du glaubst, Labouſſole sei ein Dieb, weil man ihn als solchen verhaftet hat!... das ist eben eine der Schändlichkeiten des Gerichts!... Ein Mann kann in eine schlechte Sache verwickelt sein, ohne daß er deßhalb ein Dieb sein muß!... Ich bin überzeugt, daß La=

boussole so rein wie der Schnee aus dieser Geschichte hervorgeht!... Komm, wir trinken einen Schoppen! Ich will ihn zum Besten geben. — Ich danke; ich habe keinen Durst. — O, Du hast heute weder Hunger noch Durst! Doch, wie Du willst. Trotz dem wagt es aber der kleine Kapaun nicht, diesen Morgen zu kommen; ein Beweis, daß er sein Unrecht deutlich einsieht. — Es ist wahr... es ist bald neun Uhr... und Paul, der gewöhnlich der Erste auf dem Platze ist, kommt immer noch nicht."

Johann Ficelle geht wieder auf und ab, steht dann vor Sanscravate hin und sagt in spöttischem Ton zu ihm: „Hm! er hat sich vielleicht diese Nacht so angestrengt, daß er heute Morgen ein wenig ausruhen muß... das wird es sein!"

Sanscravate steht hastig auf und schreit wüthend: „Was willst Du damit sagen? — Was ich damit sagen will... was ich damit sagen will?... Ach was! Du verstehst eben so gut als ich, was ich damit sagen will... und ich wette, ich weiß, bei wem er jetzt ist! — Bei Bastringuetten, meinst Du... nicht wahr? — Allerdings! Ich meine, sie habe sich gestern nicht genirt, Dich merken zu lassen, daß sie Dir diesen Häring vorzieht!... Was doch die Weiber für einen schlechten Geschmack haben! Du bist so ein schöner Mann... man könnte drei wie Paul aus Dir machen!..."

Sanscravate thut sich Gewalt an, gelassener zu scheinen, als er wirklich ist, während er entgegnet: „O, ich beneide ihn nicht um sein Glück; er kann

mit Bastringuetten gehen, wenn er will... Gestern Abend habe ich es aber genau beobachtet, daß er sie nicht begleitet hat, als wir aus der Schenke heimgingen; er hat sich allein entfernt... und sie hat eine Weile gewartet, um zu sehen, ob ich ihr folge, und dann ist sie auch allein davongeeilt. — Ach was! ... das sind Faxen... sie werden später mit einander zusammengekommen sein!... Wenn man wüßte, wo Paul wohnt, könnte man wohl nachfragen, ob er zu Hause ist. Weißt Du sein Logis, Sanscravate? — Meiner Treu, nein! Er hat mir gesagt, er wohne in der Gegend des Faubourg Montmartre; das ist Alles, was ich weiß. — Teufel! in einer Vorstadt! da ist bös suchen!... Der Bursche hat immer etwas Geheimnißvolles... es ist ein ganz eigener Kerl! — Was liegt mir daran, ob er daheim oder bei ihr ist... das ist mir sehr gleichgültig! ich liebe Bastringuette nicht mehr! — Einerlei!" brummt Johann Ficelle, in sein Brod beißend; „wenn mir ein Kamerad meine Geliebte vor der Nase wegfischte, ließe ich es, wenn ich sie auch nicht mehr liebte, nicht so leicht hingehen! — Glaubst Du denn, daß ich mich nicht rächen werde!" ruft Sanscravate mit hervorbrechendem Zorne, drohend die Fäuste ballend, aus.

Johann Ficelle klopft ihn mit heuchlerischer Miene auf die Schulter und sagt: „So höre ich es gern! jetzt erkenne ich Dich wieder... Du bist immer noch ein Mann... Ich habe auch gleich gedacht: das ist doch merkwürdig, daß sich ein Kerl wie Sanscravate

so mir nichts dir nichts an der Nase herumführen läßt... ich sehe aber jetzt, daß Du doch Deinen Kopf beisammen hast... Bravo!... Du bist ein Mann."

In diesem Augenblick trat ein kleiner, magerer Herr auf die beiden Commissionäre zu, der, obwohl er ganz schwarz gekleidet war, doch eben nicht besonders vornehm aussah und sprach zu ihnen: „Mit euch Beiden habe ich ein Wort zu reden. Seid Ihr nicht Sanscravate und Ihr Johann Ficelle?"

Die beiden Commissionäre nicken bejahend und der schwarze Mann fährt fort: „Dann seid so gut und begebt euch unverzüglich zu dem Commissär."

Johann Ficelle geräth in Verlegenheit, als er vom Commissär sprechen hört; Sanscravate dagegen ruft aus: „Und warum sollen wir zu dem Commissär? Ich bin nie dort gewesen, ich habe nichts mit ihm zu schaffen! — Waret ihr gestern nicht im Wirthshause zum kleinen Bachus, wo ein gewisser Laboussole verhaftet wurde... habt ihr nicht mit diesem getrunken? — Ja, aber wir kennen ihn nicht!" entgegnet Johann Ficelle rasch. — „Ihr müßt dem Herrn Commissär sagen, was ihr über diesen Menschen wißt, er will euch hierüber befragen... mehr kann ich euch nicht sagen. Vergesset aber ja nicht, diesen Morgen zu kommen. — Ganz recht!"

Der kleine Herr entfernt sich wieder. Johann Ficelle ist nachdenklich; Sanscravate runzelt die Stirn und brummt: „Zum Commissär gehen!... noch sind es keine drei Tage her, rühmte ich mich, nie mit ihm zu schaffen gehabt zu haben!... Ich hatte zwar

schon oft Händel, habe mich manchmal geprügelt, aber immer offen und ehrlich... Der Besiegte konnte sich nie beklagen, auf verrätherische Weise angepackt worden zu sein, und es brauchte keines Commissärs, unsern Streit zu schlichten. Allein heute... weil ich mit diesem Labousſole ... Deinem Freunde ... getrunken habe... von dem Du jetzt sagst, Du kennst ihn nicht und er sei kein Dieb... Höre, sprich einmal, wie es sich wirklich verhält; kennst Du ihn oder kennst Du ihn nicht? — Ei, mein Gott! brauche ich mich wegen eines Andern vor dem Commissär auszusetzen?... — Wenn der Andere aber Dein Freund und ungerechter Weise verhaftet ist, so ist es niederträchtig von Dir, wenn Du ihn nicht zu vertheidigen suchst. — Ei, der Kukuk! Labousſole ist ein Schelm, der sich allein aus der Sache heraushelfen kann... Potz, Sanscravate, sei nicht mißmuthig!... Was liegt denn daran? Die rechtschaffensten Leute gehen zum Commissär; Du hörst ja, daß wir bloß als Zeugen vorgefordert sind. — Ei, Sackerment! als was denn sonst?... Komm, laß uns gleich hingehen; ich kann es nicht erwarten, bis ich diesen Gang vom Halse habe. — So komm! wir wollen gehen. — Aber ich weiß nicht, wo dieser Commissär wohnt; weißt Du es, Johann Ficelle? — Ja, komm nur; er wohnt nicht weit von hier weg, ich will Dir es zeigen. — Und der Paul ist immer noch nicht da... vielleicht treffen wir ihn auch bei dem Commissär."

Die beiden Commissionäre gehen mit einander fort und erreichen das Ziel ihres Weges bald.

In Paris sind für jedes Arrondissement vier Polizeicommissäre aufgestellt, also achtundvierzig für die ganze Stadt. Das ist im Verhältniß ihrer Größe, ihrer Bevölkerung und des lebhaften Treibens daselbst, wo sich jeden Tag so viele Ereignisse zutragen, nicht zu viel.

Eine über der Hausthüre aufgehängte Laterne ist das Zeichen der Wohnung eines Commissärs; sein Bureau ist selten elegant, allein man wird wohl begreifen, daß er sich für die Leute, welche zu ihm kommen, nicht groß in Unkosten zu versetzen braucht, und daß es der helle Ueberfluß wäre, wenn er auf besondere Reinlichkeit in seinen Stuben reflectirte, denn die Leute, welche er bei sich empfängt, putzen nicht einmal die Füße an einem Strohboden ab, wenn auch einer vor der Thüre liegt.

Tritt man in die Amtsstube ein, so trifft man gewöhnlich den Schreiber und den Sekretär darin an; bisweilen hat der Sekretär auch ein besonderes Arbeitszimmer. Nach diesem kommt das Kabinet des Herrn Commissärs, in welches nicht Jedermann hinein darf.

Im Augenblicke, wo Sanscravate und Johann Ficelle anlangen, führt ein Corporal mit zwei Soldaten zwei Weiber und einen Knaben herbei, der einen kleinen schwarzen, ganz jungen Hund auf dem Arme hat.

Eines der Weiber ist etwa fünfzig Jahre alt; es ist kein menschliches Wesen mehr, sondern eine ungeheure Fleischmasse mit einem hochrothen, bläulichen

Gesicht, die eine schmutzige Haube auf dem Kopfe hat, deren Bindbänder frei herumflattern; es ist eine Schenkwirthin.

Die andere Frau ist jünger, mager und blaß, ebenfalls nicht hübsch, sieht aber doch wenigstens einem Weibe gleich; sie ist sehr bescheiden gekleidet, hat auch eine Haube auf und eine Schürze an.

Der Knabe, der ungefähr vierzehn Jahre alt sein mag, hat schon ein ungeheuer großes Gesicht. Vor den beiden aufgedunsenen Wangen sieht man kaum seine Nase; er würde der dicken Wirthin ähnlich sehen, wenn diese einem menschlichen Geschöpfe gliche. Er hat eine Blouse, Schuhe ohne Strümpfe an und eine griechische Mütze auf dem Kopfe.

Sie gehen insgesammt mit Geschrei, mit Gebrülle und Schimpfen auf das Bureau des Commissärs hinein; bisweilen sieht sich der Corporal sogar genöthigt, seine Autorität geltend zu machen, damit die beiden Weiber nicht auf einander losfahren und einander durchprügeln.

Eine bedeutende Menschenmenge, welche sich an den Händeln der beiden Frauenzimmer ergötzte, folgt ihnen bis zu dem Hause des Commissärs; weiter darf sie nicht dringen.

Der Commissär verläßt sein Arbeitszimmer, in welches der Eintritt nur bei wichtigen Angelegenheiten gestattet wird, geht in die Amtsstube und fragt vor allen Dingen den Corporal, was die beiden Weiber gethan hätten.

Ein Corporal der Linie ist selten ein großer Red-

ner; dieser legte die Hand an den Tschako und erwiederte: „Meiner Treu ... die Sache verhält sich so! ... Sie werden leicht einsehen, daß ich nichts davon weiß! Aber diese beiden Weiber machten einen solchen Lärm auf der Straße ... schlugen einander ... und dieser Hund dazu ... der kleine Bastardmops, der nicht größer ist als meine Faust ... dann ist man gekommen und hat uns geholt, um dem Gezänke ein Ende zu machen ... Aber potz Sackerlot! was die unterwegs geschrieen haben! ... sagen könnte ich Ihnen jedoch nicht, wer Recht hat, Herr Commissär!"

Nachdem der Corporal diesen Rapport abgestattet hat, tritt er zwei Schritte zurück und der Commissär wendet sich nun an bie beiden Weiber.

„Welche von euch Beiden hat eine Klage vorzutragen?" redet er sie an.

Die beiden Weiber antworten zugleich und der Knabe schwatzt auch darein: „Sie hat Unrecht, Herr Commissär! — Das ist nicht wahr, denn sie behauptet fälschlicher Weise, ich hätte ihr ihren Hund genommen. — Ja, weil man es gesehen hat. — Sie lügen! — Und sie hat mir einen Tritt auf die Waden gegeben. — Und sie hat mich so gezwickt, daß sie mir das Kleid zerrissen hat und man noch die Spuren ihrer Nägel sehen kann! — Halten Sie das Maul, Sie Unverschämte! Sie sind Schuld, daß ... — Ach, Herr Commissär, sie ist Schuld ... Ich wäre nie zu Ihnen gekommen ... das ist das erste Mal in meinem Leben ... ich kann Sie versichern!"

Der Knabe, welcher einen Accent hat wie ein Limosiner und spricht, als ob er Brei im Munde hätte, versucht es, das Wort zu nehmen: „Es ist ganz gewiß wahr... denn ich trug meinen... meinen Korb... und... wenn ich sie gesehen hätte... dann..."

Um den Durcheinander auf's Aeußerste zu treiben, fängt der Hund an zu bellen.

„Ganz gut!" versetzt lächelnd der Commissär, weil er einsieht, daß es keine Sache von Gewicht ist. „So viel mir scheint, streitet ihr euch um einen Hund. Wohlan, wir wollen urtheilen wie Salomon und ihn in zwei Theile schneiden lassen; Jede soll eine Hälfte erhalten. — Das soll geschehen!" rief die dicke Masse, während sie sich zu lachen bemühte und ihr dicker Bauch wackelte; „man darf ihn nur auseinander schneiden! — Ach, der Teufel! Sie scheinen mir nicht die wahre Mutter zu sein! — O, Herr Commissär, ich sagte das nur zum Scherze... Es ist aber gewiß mein Hund; überdieß habe ich Zeugen. — Ja freilich!" ruft die Magere aus, „der Erste, den Sie zu Hause gefragt haben: ist das nicht mein Hund? hat geantwortet: ich habe ihn niemals gesehen. — Sie lügt! sie lügt! das ist mein Hund. Jedermann weiß es; außerdem war er bei meinem Sohne Franz, der hier ist. Nun, Franz, trage Deine Sache vor!"

Franz macht den Mund auf und bewegt, lange ehe er zu Worte kommen kann, die Lippen, weil ihn die Gemüthsbewegung so heftig angreift; endlich mur-

melt er mit unreiner Stimme: „Es ist ganz gewiß wahr... denn ich ging mit meinem Korbe voraus... und glaubte den Hund hinter mir... da hat sie ihn genommen und sich damit davon gemacht. — Es ist nicht wahr; er lügt, Herr Commissär. Der Hund ging vor ihm her... weit vor ihm... Als ich das kleine Thierchen sah, dachte ich bei mir: es ist herrenlos, und nahm es auf den Arm. Wenn er ihm gehört hätte, hätte er doch sicher zu mir gesagt: das ist mein Hund. Aber er ließ mich weiter gehen und erst als seine Mutter zu ihm kam, lief er mir nach und schrie: Diebe!... Worin liegt der Beweis, daß Diese mehr Recht an den Hund haben als ich?"

Nachdem der Commissär diese Aussagen nach seiner Weisheit erwogen hatte, sagte er würdevoll zu dem Knaben: „Stelle den Hund auf den Boden, die Frauen sollen ihm beide rufen, und der, welcher er folgt, gehört er."

Franz läßt das kleine Thierchen hinunter. Die beiden Weiber rufen ihn zugleich mit den zärtlichsten Namen. Der Hund rührt sich nicht; endlich hebt er aber den Fuß in die Höhe und begeht eine große Unschicklichkeit in der Stube des Herrn Commissärs.

Nun fängt die Streitsache an, schwieriger zu werden; die Weiber beschimpfen sich wieder, der Knabe stottert, die Soldaten lachen und der Hund bellt. Plötzlich fällt es der Magern ein, sie wolle ihr Kleid abziehen, um den Kniff zu zeigen, der ihr beigebracht wurde; aber die Dicke, welche ihre Absicht zum voraus erräth, hebt augenblicklich ihren Rock in die

Höhe, zeigt ohne Scheu ihr Bein oberhalb des Strumpfbandes und ruft mit triumphirender Miene aus: „Sehen Sie, Herr Commissär, sehen Sie... es ist blau... ganz blau... und morgen wird Alles schwarz sein!"

Es war in der That blau, aber das ganze Bein schien ungefähr dieselbe Farbe zu haben. Der Commissär, der nicht weiter zu sehen wünscht, sagt zu der Andern: „Das scheint mir authentisch; wenn Sie uns nicht ebenfalls so viel zeigen können, so ist es überflüssig, daß Sie Ihr Kleid ausziehen."

Hierauf entschließt sich die Magere, sich nicht auszukleiden; sie fängt aber an zu weinen und murmelt: „Sie soll in Gottes Namen ihren Hund behalten!... sie soll ihn behalten, ich will ihn nicht!... sie ist aber deßhalb doch ein unverschämtes Ding... man heißt eine Person keine Diebin, wenn sie sich bloß eines herrenlos auf der Straße herumlaufenden Hundes annimmt!"

Die Sache ist abgeurtheilt; der Commissär läßt das Protokoll durchstreichen. Der Hund ist der Dicken zugetheilt, die ihn auf den Arm nimmt und sich triumphirend mit Franz entfernt, während ihre Gegnerin vor sich hin brummt: „Das ist einerlei! Du mußt es mir schon bezahlen und theurer als Du glaubst!"

Sanscravate und Johann Ficelle wollen vortreten, aber der Commissär gibt ihnen einen Wink, sich zu setzen und zu warten; denn er hat vorher noch viel abzuurtheilen. Das Bureau eines Polizeicommissärs von Paris ist selten leer.

Andere Soldaten, denen eine kleine, untersetzte Frau als Anführer zu dienen scheint, obwohl sich auch ein Corporal dabei befindet, bringen einen kleinen, zehn- bis elfjährigen, schlecht oder fast kaum bekleideten Knaben herbei. Durch die ganz zerfetzten Beinkleider hindurch sieht man seine nackten Beine, und eine leinene Jacke, an der kein Knopf mehr hält, bedeckt das schwarze zerlumpte Hemd und den noch schwärzern Körper schlecht. Der kleine Unglückliche, der trotz dieses Anscheines von Elend stark und beinahe dick ist, hat ein gemeines Gesicht und einen falschen Blick, den er nie zum Himmel aufgehoben zu haben scheint.

Dieser junge Dieb, denn der Knabe ist bereits wegen Diebstahl verhaftet, wird beschuldigt, einen Commißlaib gestohlen zu haben; die untersetzte Frau hat das Brod, das Beweisstück, unter dem Arme. Sie erklärt dem Commissär, daß sie eine Obsthändlerin sei, die auch zugleich Commißbrod verkaufe, welches sie vorne auf ihrer Bude liegen habe; der Kleine habe sich ihrer Bude genähert, während ein anderer Gassenjunge, der, wahrscheinlich im Einverständnisse mit diesem, ebenfalls auf sie zugekommen und beinahe vor ihr zu Boden gefallen sei; so lange sie dem Gassenjungen beim Aufstehen behülflich gewesen war, hatte sein Kamerad einen Commißlaib ergriffen und war mit durchgegangen. Sie merkte es aber noch zeitig genug, lief dem kleinen Dieb, den man mit dem Gestohlenen noch erwischte, nach und ließ ihn arretiren; leugnen konnte er sein Vergehen nicht.

Der Commissär wendet sich an den kleinen Dieb, der die Anklage der Obsthändlerin so ruhig angehört, als gehe sie ihn nichts an, und während dessen mit seinen Fingern den Zapfenstreich auf des Commissärs Schreibtische geklopft hat.

„Warum hast Du dieses Brod gestohlen?"

Der kleine Knabe bewegt sich schwerfällig wie ein Bär von der Rechten zur Linken, senkt den Kopf noch tiefer und murmelt endlich einige Laute, die man nicht für Worte halten kann.

Der Commissär wiederholt mit strengem Tone: „Warum hast Du dieses Brod gestohlen? Nun, gib Antwort; aber so, daß man Dich versteht!"

Mit dumpfer, gedehnter Stimme antwortet er sodann: „Weil ich Hunger hatte!... ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen...— Du lügst! Du siehst nicht aus wie Einer, der fastet. Außerdem hättest Du, wenn Du wirklich Hunger gehabt hättest, zu einem Bäcker gehen und ihn um Brod bitten können; man würde Dir es gewiß nicht abgeschlagen haben. Allein man kennt eure schlechten Gewohnheiten. Du hast dieses Commißbrod gestohlen, um es wieder zu verkaufen, um drei oder vier Sous zu bekommen, die Du dann auf dem Boulevard oder bei den Barrieren verspielt hättest. Kannst Du mir widersprechen?"

Der Kleine wiegt wieder seinen Leib hin und her, macht eine Grimasse, als ob er lachen wollte und gibt keine Antwort.

Der Commissär fährt fort: „Hast Du Eltern? — Ich weiß nicht. — Wie! Du weißt nicht, ob Du

Vater und Mutter hast? — Ich glaube, ich habe keinen Vater. — Und Deine Mutter? — Verkauft gesottene Kartoffeln. — Hat sie keine Mittel, Dich ein Handwerk lernen zu lassen? — Ich mag nicht arbeiten. — Du willst lieber stehlen! Du hoffst mit kleinen Taugenichtsen Deiner Art zusammen eingesperrt zu werden, bei denen Du vollends zu Grunde gerichtet werden wirst. Wo wohnt Deine Mutter?"

Der kleine Schlingel schweigt. Der Commissär wiederholt seine Frage.

„Ich will es nicht sagen, sie soll nicht erfahren, wo ich bin, ich will nicht zu ihr zurückkehren. — Dann wird man Dich auf die Präfektur führen, und von dort wirst Du in ein Haus gebracht werden, wo man Dich schon zum Arbeiten zwingen wird!"

Diese Worte schienen nicht den mindesten Eindruck auf den jungen Dieb zu machen; erst als der Sekretär die Feder in die Hand nimmt, den Bericht an die Präfektur zu schreiben, fängt der kleine Taugenichts an zu lachen, und sagt: „Der Kritzler bläht sich recht auf, um aus einer geringfügigen Sache etwas Bedeutendes zu machen!"

Die Soldaten führen den kleinen Dieb ab, die Obsthändlerin nimmt ihr Brod wieder mit sich. Dieser Auftritt hat Sansceravate in der Seele betrübt, er wirft einen Blick auf seinen Kameraden, dieser scheint aber für das, was er um sich her sieht und hört, sehr gleichgültig.

Ein sehr gut gekleideter und gebildeter Herr kündigt dem Commissär an, daß in der Nebenstraße

Nr. 19 im dritten Stocke, hinten in den Hof hinaus, unter dem Vorwande eines Lese-Vereins, eine heimliche Spielgesellschaft zusammenkomme. Die Liebhaber werden durch eine geheime Thüre von dem Lesezimmer in einen Spielsaal eingeführt. Der Commissär wird aufgefordert, sich mit seinen Aufsehern gegen zehn Uhr Abends hinzubegeben, damit er die Herrn auf der That ertappe und die Sache zu Protokoll nehme. Der Herr wird ihn abholen, um ihm als Führer zu dienen; es ist ihm gelungen, sich als ein Spieler, für welchen er sich ausgab, dort einzuschleichen.

Der gutgekleidete, gebildete Herr ist weiter nichts als ein Spion.

Nach ihm kommt ein junges, recht nettes, ziemlich solid aussehendes Mädchen, welches beinahe in Thränen fragt, warum sie der Herr Commissär habe auf sein Bureau rufen lassen. — Deßhalb, Fräulein, weil sie ungeachtet des Verbotes fortfahren, Blumenscherben auf Ihr Fenster zu stellen... und neuerdings wieder eine Dame von Ihnen begossen worden ist; ich sehe mich genöthigt, Sie zu strafen. — Mein Gott! Herr Commissär, wegen eines kleinen Töpfchens Tag- und Nachtblümchen, es ist mir unbegreiflich, wie ich soll eine Dame begossen haben, denn ich nehme mich immer sehr in Acht, wenn ich meinen Blumen Wasser gebe; wahrscheinlich hat Jemand unten im Hause Wasser hinausgeschüttet, die Dame wird in die Höhe gesehen, meinen Blumentopf bemerkt und dann geglaubt haben, es komme

von mir her. — Dem sei wie ihm wolle, Ihre Blumentöpfe könnten bedeutenden Schaden anstiften! — Ach! Herr Commissär, ein kleines Töpfchen Tag- und Nachtblümchen! — Mein Fräulein, wenn es herunterfiele, würden die Tag- und Nachtblümchen den Vorübergehenden eben so gut tödten als Gichtrosen. Wenn Sie übrigens eine so große Vorliebe für Blumen haben, warum stellen sie denn den Topf nicht auf irgend ein Möbel in Ihrer Stube? Er würde Ihnen dort eben so viel Freude und noch mehr Genuß gewähren; Schädliches ist nichts dabei zu befürchten, denn das Tag- und Nachtblümchen ist eine geruchlose Blüthe."

Das junge Mädchen schlägt die Augen nieder, indem sie entgegnet: „Es wäre nicht mehr dasselbe, wenn der Blumentopf im Zimmer stände... dann würde er ihn nicht sehen. — Er würde ihn nicht sehen... Aha! ich verstehe! dieser Blumentopf ist ein Zeichen für Ihren Liebhaber, nicht wahr?"

Das junge Mädchen lächelt und stammelt: „Ja, Herr Commissär... So lange der Blumentopf draußen steht, kann er heraufkommen, und wenn ich zufällig Besuche habe, so nehme ich die Tag- und Nachtblümchen vom Fenster weg, und er kommt nicht. — Ganz gut, so viel es scheint, darf er oft kommen, denn man sieht den Blumentopf fast den ganzen Tag außen; so kann selbst die unschuldigste Blume zu einer Liebes-Intrigue dienen. — O! Herr Commissär, mein Liebhaber heirathet mich, ich weiß es ganz gewiß. — Ich wünsche es, Fräulein; dann

lassen Sie aber eiserne Stangen vor ihr Fenster hinmachen, damit die Vorübergehenden nichts zu befürchten haben; nur unter dieser Bedingung kann ich den Blumentopf, den sie zum Telegraphen ihrer Liebe benützen, dulden. — Wie, Herr Commissär, wenn ich eiserne Stangen oder ein Stockbrett machen lasse, so gestatten Sie mir, meine Blumen vor's Fenster hinauszustellen? — Allerdings, so viel Sie dann wollen."

Das junge Mädchen macht vor Freuden einen Sprung, und ruft aus: „Ach, welches Glück! Jetzt stelle ich neben meine Tag- und Nachtblümchen noch einen Rosen- und einen Nelkenstock! — Potz Teufel! Fräulein, wenn da jede Blume das Signal eines Liebhabers ist. — O! Herr Commissär, ich will gleich eine eiserne Stange vor's Fenster machen lassen, dann stelle ich drei Töpfe hinaus! drei Töpfe!"

Das junge Mädchen geht höchst erfreut fort. Nach ihr kommt eine Frau, welche ihren Mann verklagt, weil er ihr eine Ohrfeige mit einem Schaumlöffel gegeben habe; dann ein Mann, der sich von seiner Frau scheiden lassen will, weil sie ihm einen Tag wie den andern Zwiebelsuppe zum Mittagessen gibt; dann ein Miethsmann, der sich über seinen Portier beklagt, weil ihn dieser unter dem Vorwande: es sei zwölf Uhr vorüber, die ganze Nacht auf der Straße vor dem Hause stehen ließ; dann ein Handelsweib, welcher man ihren Korb umgeworfen hat; dann eine Milchfrau, deren Esel durch ein Cabriolet verwundet worden ist; ein Fiacker, der sich zu fahren

weigert; ein Laden, der um Mitternacht noch nicht geschlossen wurde; ein Mensch, der sich ersäuft hat; ein junges Mädchen, welches sich im Kohlendampfe ersticken wollte! So dauert es manchmal von Morgens bis Abends fort, ja oft läßt man dem Commissär auch bei Nacht keine Ruhe und weckt ihn aus dem Schlafe auf. In Paris muß man von Eisen sein, um ein solches Amt zu versehen.

Endlich, als der Commissär die ganze ihn umlagernde Masse entlassen hat, winkt er den beiden Commissionären, ihm in sein Kabinet zu folgen. Nachdem er dort, um nicht gestört zu werden, die Thüre hinter sich zugemacht hat, setzt er sich an seinen Schreibtisch und wendet sich zuerst an Sanscravate: „Euch heißt man Sanscravate? — Ja, Herr Commissär. — Ihr seid zum ersten Mal auf mein Bureau berufen. — Das ist wahr, Herr Commissär... — Obwohl Ihr im Quartier den Ruf eines hitzigen, wilden, leichtsinnigen Brausekopfes habt!... — Meiner Treu, Herr Commissär, ich will nicht bestreiten, daß ich mich gerne lustig mache, nicht in Hitze gerathe und zuweilen drein schlage!... so etwas liegt im Blute! man kann sich nicht ändern, kann aber dabei doch rechtschaffen sein, und ich glaube nicht, daß Einer sagen wird, Sanscravate habe je Jemand Unrecht gethan. — Ich weiß, daß Ihr ein rechtschaffener Mann seid ... und bloß einen Hitzkopf habt; aber weil ich davon überzeugt bin, habe ich Euch allein sprechen wollen, um Euch einen guten Rath zu geben. Es ist heute das erste Mal, daß

Ihr zu mir kommt und wenn Ihr meinem Rathe folget, wird es hoffentlich auch das letzte Mal sein."

Johann Ficelle dreht sich um und murmelt: „Ei der Tausend, der predigt uns Moral! da sind wir in der Schule bei dem Viertels-Auge!"

Sanscravate hört dagegen dem Commissar aufmerksam zu und dieser fährt fort: „Die lebhaftesten, hitzigsten Leute sind gewöhnlich am leichtesten zu leiten. Hütet Euch jedoch vor schlechter Gesellschaft, Sanscravate, man ist manchmal in der ersten Aufwallung seines Zornes sehr schwach und es gibt Schurken, die uns oft, indem sie unsern Leidenschaften schmeicheln, auf unrechte Wege zu verleiten suchen."

Bei diesen Worten betrachtet der Commissär Johann Ficelle, der aber mit scheinbarer Gleichgültigkeit einige Töne vor sich hinträllerte.

„Sanscravate, Ihr saßet gestern an dem Tische eines Menschen, Namens Laboussole; woher kennt Ihr diesen Mann? — Meiner Treu, Herr Commissär, ich kenne ihn nur, weil ich ihn in dem Wirthshause zum kleinen Bachus angetroffen habe, und da er ein Freund von Johann Ficelle ist... habe ich ihn eingeladen, ein Gläschen mit uns zu trinken. — Von mir!" ruft Johann Ficelle aus, „ich kenne ihn auch nicht näher, als daß ich ihn ebenfalls in der Schenke angetroffen habe... Ich habe zwar Alter zu ihm gesagt, allein das ist ein unter Trinkern sehr gebräuchlicher Ausdruck... und ich kenne ihn sonst nicht. — Ihr lügt!" sagt der Commissär mit einem strengen Blicke auf Johann; „Ihr kennt den Mann,

Ihr wißt, daß er unter der Brücke von Austerlitz ein Hazardspiel, ein Biribi, hält, man hat Euch sogar im Verdacht gehabt, daß Ihr ihm als Helfershelfer dabei dient... — Ich, Herr Commissär, geh! warum nicht gar! welche Niederträchtigkeit! — Wenn ich die gewisse Ueberzeugung davon hätte, wäret Ihr bereits nicht mehr Commissionär, denn Ihr würdet dann das Vertrauen des Publikums mißbrauchen. Was Euch betrifft, Sanscravate, so seht Ihr nun, wie gefährlich es ist, sich mit Leuten einzulassen, die man nicht kennt. Dieser Labousole ist außer der Strafe, die ihm wegen seiner Spielbank bevorsteht, auch noch in eine bedeutende Diebstahlsgeschichte verwickelt, und wenn man Euch oft in Gesellschaft solcher Leute sehen würde, wäre es um Euren guten Namen geschehen. Das wollte ich Euch sagen; wir haben ohnedieß schon Spitzbuben genug in Paris, und der Umgang mit denselben bringt Einen meistens in Verderben. Da Ihr nichts weiter über Labousole wißt, so könnt Ihr wieder heimgehen. — Aber, Herr Commissär, wir waren nicht allein mit Labousole in der Schenke," sagt Johann Ficelle mit einschmeichelndem Tone, „unser Kamerad... Paul... ein Commissionär, der seinen Platz neben uns hat... war auch dabei... warum befragen Sie diesen nicht ebenfalls? — Daß wir ihn nicht haben kommen lassen, ist wahrscheinlich ein Beweis, daß wir es nicht für nöthig erachten. Sanscravate haben wir hauptsächlich zu uns berufen, um ihm einen guten Rath zu geben und ihn vor schlechter Gesellschaft zu warnen. Bei

curem jungen Kameraden ist dieß nicht nöthig. Er ist weder ein Brausekopf, noch ein streitsüchtiger Mensch, der sich immer in Wirthshäusern herumtreibt; ihr könntet nichts Besseres thun, als ihn zum Muster für euch nehmen. Geht, ihr könnet abtreten."

Die beiden Commissionäre entfernen sich. Sanscravate ist nachdenklich und scheint sich das eben Gehörte zu Herzen zu ziehen, allein sein Begleiter, der die Wirkung solcher Betrachtungen fürchtet, ruft aus: „Hat man das auch schon gehört, daß sich ein Commissär erlaubt, Rath zu ertheilen! ... Sind wir denn keine Männer, die wissen, was sie zu thun haben? ... was bliebe uns dann noch von der Freiheit übrig ... Er soll machen, daß die Fiacker fahren und uns ungeschoren lassen! — So wie es scheint, hat er einen sehr guten Begriff von Paul!" sagt Sanscravate.

Johann Ficelle beißt sich in die Lippen, sieht um sich her und murmelt: „Weißt Du, daß das sonderbare Gedanken in mir rege macht? — Was für? — Paul könnte ein Spion sein ... und Laboussole's Verhaftung herbeigeführt haben! — Schweig, Johann Ficelle, beschimpf unsern Kameraden nicht ... Was Du da sagst, ist schändlich. — Ich habe vielleicht nicht so ganz Unrecht! ... Liegt nicht etwas Verdächtiges in Pauls Betragen? Hat ihn nicht Labousole herren- und stutzermäßig gekleidet begegnet, hm? — Du berufst Dich auf das Zeugniß Labousole's, eines Diebes? — Was schadet das ... man kann stehlen und doch gute Augen haben ... bessere sogar ...

ich selbst meine ihn einmal in bürgerlicher und anständiger Kleidung im Marais gesehen zu haben; ich bin jetzt sogar fest überzeugt, daß er es war. Um so Etwas zu können, muß er mehrere Gewerbe treiben. Ich komme wieder auf meinen ersten Gedanken zurück: er ist ein falscher Commissionär, er ist ein Spion! — Genug, Johann Ficelle; ich verbiete es Dir, solche Dinge zu reden. — Jedenfalls kannst Du mich nicht hindern, es zu denken ... Gedanken und Meinungen sind zollfrei! ... man kann Niemand seine Gedanken und Meinungen verwehren!"

Sanscravate gibt seinem Kameraden keine Antwort mehr. Sie sind wieder auf ihrem Platze angekommen; Paul ist noch nicht da.

Johann Ficelle wirft einen höhnischen Blick auf seinen Kameraden und sagt: „Der Schützling des Commissärs macht heute eine famose Hochzeit, wie es scheint!"

Sanscravate erwiedert nichts, aber er ballt seine Fäuste zusammen; man sieht ihm an, daß es ihn Mühe kostet, die Gefühle, welche ihn bestürmen, zu beherrschen.

Mehr als eine Stunde ist verflossen, da geht Bastringuette über das Boulevard. Sie hat ihren Blumenkorb nicht bei sich und ist sonntäglich gekleidet; sie hat eine Haube mit breiten Bändern auf, einen Merinos-Shawl und eine schwarze Taffet-Schürze an. Sie wirft im Vorbeigehen einen Blick auf die beiden Commissionäre. Sanscravate wendet hastig das Gesicht ab und geht seitwärts. Johann Ficelle

läuft aber auf die Veilchenhändlerin zu, redet sie an und sagt: „Ei der Tausend, wie prächtig sind wir! wo gehen wir denn hin so im Putze?... wenigstens zur Hochzeit! es kann nicht wohl anders sein! — Freilich! Das wäre sehr leicht möglich!“ entgegnet Bastringuette mit scheinbar heiterer Miene. „Man kann nicht wissen, ich heirathe vielleicht! Es sind ja immer Freier genug da!“

Damit setzt Bastringuette ihren Weg wieder fort. Johann Ficelle kehrt zu Sanscravate zurück, sieht ihn an und spricht nichts.

Sanscravate kann nicht mehr länger an sich halten und ruft nach einer Weile aus: „Was hat sie gesagt?... Wo geht sie hin? Sprich doch! — Sie war außerordentlich aufgeräumt und hat gesagt, sie werde sich vielleicht verheirathen... Verstehst Du den Apolog?... sie hält ihre Hochzeit im dreizehnten Arrondissement.“

Sanscravate schwankt einen Augenblick, endlich faßt er einen Entschluß und ruft aus: „Ich will wissen, wo sie hingeht... wir wollen ihr folgen... begleitest Du mich? — Jederzeit! Ich lasse meine Freunde nie im Stiche! außerdem bin ich heute nicht recht zum Schaffen aufgelegt; vorwärts mit dem linken Fuß, marsch!“

Die beiden Commissionäre gehen das Boulevard auf dem Wege, den Bastringuette genommen hat, hinab; sie schreiten eilends vorwärts, der eine blickt rechts, der andere links: sie sehen aber nirgends das Mädchen, dem sie folgen wollen.

„Wo Teufels kann sie hingekommen sein?“ sagt Sanscravate. — „Das ist doch merkwürdig,“ erwiedert Johann Ficelle. „Sie müßte nur einer ganz andern Richtung gefolgt sein; da sind wir ja bereits an dem Saint-Denis Thore. — Komm nur immer weiter,“ versetzt Sanscravate; „Bastringuette hat eine Base, die in der Nähe von der Straße Barbette wohnt... vielleicht ist sie zu der gegangen. — Auf dem Marais... ach! sie hat eine Base, die auf dem Marais wohnt... Wie das doch zusammentrifft... — Was... was willst Du damit sagen? — O! nichts... — Johann, ich kann diese halben Worte nicht leiden... potz Sackerment! sprich Dich aus. — Nun, ich will nur sagen, daß man Paul, wenn man ihn als Herrn gekleidet sieht, immer auf dem Marais antrifft... und jetzt haben wir auch Bastringuette in ihrem besten Putze dorthin gehen sehen... Meiner Treu! wenn man bösartig wäre, so könnte man glauben, Deine Geliebte und unser sogenannter Kamerad gäben sich in dieser Gegend, vielleicht bei der Base, ein Stelldichein. Wer weiß? es gibt so gar gefällige Basen.“

Sanscravate erwiedert nicht ein Wort, rennt aber wie besessen auf den Boulevards fort, so daß ihm sein Gefährte ganz außer Athem nachjagen muß.

Johann Ficelle wollte Sanscravate eben ersuchen, einen kleinen Halt zu machen, statt dessen verdoppelte dieser aber seine Schritte mit dem Ausrufe: „Ich meine, ich sehe sie dort... sie hat in die Templestraße eingebogen... wir müssen sie einholen! — Gnädiger

Herrgott!" seufzt Johann Ficelle, seinem Kameraden nacheilend, „bis wir sie erreichen, ist meine Milz zerplatzt."

Fünftes Kapitel.

Ein Vater und sein Sohn.

In einem sehr schönen Hause der Straße Caumartin sah man noch Licht an den Fenstern eines im zweiten Stockwerke gelegenen Zimmers. Es war übrigens bereits drei Uhr Morgens vorüber.

In diesem eleganten Quartier hätte man vermuthen sollen, daß die noch wachen Personen sich mit Spiel, Musik und Tanz unterhalten, daß die Gesellschaft lange dauern und der Herr oder die Herrin des Hauses eine Ehre darein setze, wenn der Tag ihre Gäste noch bei ihnen überrasche.

Hierin würde man sich getäuscht haben. In einem schönen Saale, in welchem noch mehrere Kerzen brannten, saß ein Mann allein in der Ecke eines Kanapes. Er senkte den Kopf auf die Brust herab, und sowohl der Ausdruck seiner Züge als die Betrübniß in seinem Blicke deuteten an, daß er seine Nacht nicht im Schoße des Vergnügens hingebracht hatte.

Es war ein sechsundvierzigjähriger Mann, von mittlerer Größe und edlem Wuchse. Sein strenges Antlitz mußte sehr schön gewesen sein. Seine großen blauen Augen waren noch reizend, wenn er lächelte,

was ihm aber selten mehr begegnete. Seine gewöhnliche Bläße, die vielen Furchen auf seiner Stirne waren Zeichen des Kummers und des Grames: Leiden, welche Menschen, die ein empfindsames Gemüth haben, vor der Zeit altern machen, die aber Egoisten gar nicht kennen, daher sich diese übrigens auch weit länger jung und frisch erhalten als andere; diesen gewährt der Himmel alle Vortheile!

Der Herr, welcher so spät und allein wachte, war Herr Vermoncey, Alberts Vater.

Er sah oft nach der auf dem Kamine stehenden Uhr und lauschte dann in der Hoffnung, Wagengerassel oder Tritte auf der Straße zu hören, dann legte er den Kopf wieder zurück und sprach bei sich: „Er unterhält sich ohne Zweifel mit seinen Freunden oder mit seiner Geliebten!... aber er lebt zu schnell... er richtet seine Gesundheit zu Grunde!... Mein Gott! und ich habe nur noch ihn, ihn allein!... meine übrigen Kinder sind ihrer Mutter in's Grab nachgefolgt... Was würde aus mir, wenn ich Albert verlöre!... was thut man auf Erden, wenn man Niemand mehr zu lieben hat!"

Herr Vermoncey schien sehr niedergedrückt; ein tiefer Kummer lag in seinen Blicken, die er lange zu Boden heftete, als ob sich ihm früher erduldete Leiden, wehmüthige Erinnerungen, zugleich mit seinen gegenwärtigen Schmerzen, vor die Seele drängten. Er seufzte mitunter und murmelte: „Meine Frau, die ich so zärtlich liebte!... meine Kinder, die mir so theuer waren!... wie man sich doch ändert!...

wie wenig dachte ich in Alberts Alter daran, daß die süßesten Freuden diejenigen sind, die man in der Nähe seines Weibes und seiner Kinder genießt!... Aber im zweiundzwanzigsten Jahre ist das Herz noch nicht allen Empfindungen offen!... weiß man dann, was man will und wen man liebt?... In der Jugend behandelt man die ernstesten Dinge mit Leichtsinn... man bereut es nachher, aber es ist oft zu spät."

Dann stand Herr Vermoncey auf, machte einige Schritte im Salon auf und ab, und fuhr fort: „Ich bin thöricht, mir so viele Sorgen zu machen... Albert belustigt sich!... ich hätte mich zu Bette legen sollen... aber ich kann keinen Schlaf finden, wenn ich ihn nicht zu Hause weiß; ach! seit einiger Zeit würde sein Betragen bedeutende Vorwürfe verdienen ... er verschwendet sein Geld auf tolle Weise... fängt schlechte Bekanntschaften an... aber im Grunde ist sein Herz gut... er wird vernünftig werden... man muß nicht vergessen, daß man auch jung war!"

Bei dieser Betrachtung blickt Herr Vermoncey abermals zu Boden, seine Stirne umdüstert sich und er fährt mehrmals mit der Hand darüber, wie wenn er eines lästigen Gedankens hätte los werden wollen.

Indessen war es Tag geworden; man hörte schon den Karren der Milcherin, den schweren Tritt des Bauern, der mit seinem Gemüse und seinem Obste auf den Markt kommt, den Gesang des frühen Taglöhners, und das Gespräch der Portiers, welche die Straße vor dem Hause kehren.

Herr Vermoncey zieht eine Klingel; nach einer

Weile erscheint ein Diener, dessen rothes Gesicht, dessen blöde Augen und langsamer Schritt ein deutlicher Beweis sind, daß er es nicht gemacht hat wie sein Herr, und daß er sich nur ungern aus dem Schlafe stören ließ.

„Florenz, ist mein Sohn nach Hause gekommen?" fragt Herr Vermoncey, gleichsam um sich zu überzeugen, daß er die ganze Nacht nicht recht gehört habe.

Der Bediente reibt sich die Augen aus, während er erwiedert: „Ich glaube nicht... Indessen will ich in seinem Zimmer nachsehen... manchmal wache ich auch nicht auf, wenn er heim kommt... — O nein! er ist nicht nach Hause gekommen!" ruft Herr Vermoncey, hastig im Zimmer auf und ab gehend, aus. „Und es ist schon fünf Uhr vorbei. Gewöhnlich bleibt er, ohne es vorher anzukündigen, nicht die ganze Nacht aus dem Hause... Wahrscheinlich ist er durch eine Spielparthie aufgehalten worden... Ja, ich sehe wohl ein, daß ich Unrecht habe, mir so viele Sorgen zu machen, aber ich kann diese Schwäche nicht überwinden. Man setzt sein Leben oft so tollkühn in Gefahr! Die Weiber-Intriguen sind manchmal gefährlich!... Nicht alle Ehemänner sind geneigt, sich gutwillig an der Nase herumführen zu lassen!... Allein je mehr Schwierigkeiten wir wegen des Umganges mit einer Frau zu überwinden haben, desto wünschenswerther wird uns ihr Besitz. — Herr Albert ist seit gestern nicht mehr nach Hause gekommen," sagt der Bediente zurückkehrend. — „Gut,

Florenz. Ich gehe in mein Schlafzimmer; sag' es mir aber gleich, wenn mein Sohn kommt."

Herr Vermoncey zieht sich in sein Schlafzimmer zurück. Hier hängen die Bildnisse seiner Frau, Alberts und der drei verstorbenen Kinder. Er bleibt lange vor dem Portrait seiner Frau stehen. Sie starb noch in der Blüthe ihrer Jahre und Schönheit. Ein Trost für die, welche frühzeitig sterben, wäre der Gedanke, daß man sich dieselben in der Erinnerung immer jung vorstellt, und bedauert, daß ihnen nicht ein längeres Dasein vergönnt wurde, welches sie, wie man sich einbildet, hätten genießen können, ohne zu altern.

Nachdem Herr Vermoncey lange vor dem Bilde seiner Frau gestanden ist, deren Verlust er immer noch betrauert, heftet er seine betrübten Blicke auf die Bildnisse seiner Kinder. Seine Augen füllen sich beim Anblick der Verstorbenen mit Thränen; dann betrachtet er Alberts Portrait, welches erst in jüngster Zeit mit erstaunlicher Aehnlichkeit gemacht worden ist: es scheint, daß er aus den Zügen des einzigen ihm übrig gebliebenen Sohnes Muth und Trost schöpfen will. Nach einer Weile irren jedoch seine Augen im Zimmer herum: es war, als ob sie noch ein Bild suchten. Endlich wirft er sich in einen Lehnstuhl, stützt seinen Kopf in seine Hand, und versinkt abermals in tiefes Nachsinnen.

Es war sieben Uhr Morgens, als Albert heimkehrte. Man wird sich erinnern, daß die jungen Leute nach der in dem Atelier des Malers zugebrach-

ten Nacht oben hinauf gingen, um die hübsche Nachbarin zu sehen, welche sie auf dem Hängeboden überraschten. Albert kam also gerade von seinen Freunden her, als Florenz um sieben Uhr zu seinem Herrn eilte und diesem meldete: „So eben ist der Herr Albert nach Hause gekommen."

Ein Strahl der Freude und des Glückes belebte die abgematteten Züge Herrn von Vermoncey's, denn die lange Abwesenheit seines Sohnes hatte ihn wirklich beunruhigt, aber ein einziges Wort verbannte mit einem Male alle seine Sorgen. Er steht hastig auf, um sich zu Albert zu begeben, bleibt aber unterwegs stehen und denkt: „Er wird böse werden, wenn er erfährt, daß ich auf ihn gewartet habe."

Allein der Wunsch, seinen Sohn zu umarmen, besiegte diese Bedenklichkeit doch, und er begab sich in das Zimmer seines Sohnes.

Albert wohnt auf einem Boden mit seinem Vater; nur der Hausgang trennt die beiden Wohnungen von einander. Der junge Mann hatte eben seinen Rock, seine Halsbinde und seine Weste von sich geworfen, und zog gerade seinen Schlafrock an, als sein Vater zur Thüre hereinkam.

„Wie! schon auf?" ruft Albert, ihn erblickend, aus.

Statt aller Antwort schließt Herr Vermoncey seinen Sohn in die Arme und küßt ihn; dieser betrachtet seinen Vater genauer und fährt fort: „Ich wette, Sie sind nicht zu Bette gegangen... ja, ich sehe es an Ihren trüben Augen... Sie haben nicht geschlafen... und zwar, weil ich nicht nach Hause gekom-

men bin... Sie sind thöricht genug, mich die ganze Nacht zu erwarten!... Erlauben Sie mir, Sie zu versichern, daß das sehr lächerlich ist. Bin ich denn noch ein Kind... Darf ich nicht bei Gelegenheit länger als gewöhnlich in einem Hause bleiben, wo eine fröhliche Gesellschaft ist, oder mit meinen Freunden ein Spiel machen... Darf ich nicht eine einzige Nacht auswärts zubringen, ohne daß man mich erwartet wie einen verloren geglaubten Knaben? Ach! ich wiederhole es Ihnen, das würde mich sehr ärgern. — Ich glaube, ich mache Dir keinen Vorwurf," entgegnet Herr Vermoncey, Albert anblickend. — „Nein, Sie machen mir keinen Vorwurf, das ist aber einerlei; glauben Sie, ich könne in einer Gesellschaft, die bis spät in die Nacht hinein dauert, lustig sein, wenn ich bedenke, daß Sie dann auf mich warten und meinetwegen in Sorgen sind? Das Alles wäre nicht der Fall, wenn ich meinem ersten Gedanken gefolgt hätte... dann wüßten Sie nicht, um welche Zeit ich nach Hause käme... Ich weiß zwar wohl, daß Sie meinem Willen durchaus nichts in den Weg legen... aber ich wäre doch viel ungenirter, und das wäre besser."

Voll Wehmuth, aber mit Würde entgegnet ihm Herr Vermoncey: „Nach all dem Unglück, welches mich betroffen, glaubte ich, es sei mir vergönnt, Dich um ein wenig Rücksicht für mich zu bitten. Nachdem ich Deine Mutter, Deine Brüder und Deine Schwester verloren, und nur noch Deine Gegenwart zur Linderung meines Schmerzens habe, setze ich vor-

aus, Du werdest mich derselben nicht berauben und selbst einsehen, wie nöthig es für mich ist, meine Augen an einem meiner Kinder, dem einzigen, welches der Himmel mir erhalten hat, zu weiden. Trotz dem ließ ich Dir jedoch vollständige Freiheit, und mische mich in keine Deiner Angelegenheiten, obgleich ein Vater vielleicht das Recht hat, die Schritte seines Sohnes zu beobachten. Da ich aber zu viel von Dir gefordert, da ich, indem ich Dich ersucht, dasselbe Haus mit mir zu bewohnen, ein zu großes Opfer von Dir verlangt habe, so ziehe aus, mein Sohn, verlasse dieses Logis, ich halte Dich nicht mehr zurück, und werde dessenungeachtet dieselbe Zärtlichkeit für Dich empfinden."

Während sein Vater diese Worte spricht, hat sich Alberts Gesicht vollständig verändert: man sieht es ihm an, daß ihm diese Vorwürfe tief in's Herz dringen. Und sobald Herr Vermoncey zu sprechen aufhört, wirft er sich in dessen Arme und ruft aus: „Ich habe Unrecht, Vater, ich habe Unrecht!... ich bin ein Narr, ein Wahnsinniger!... ich weiß nicht, was ich sage!... ich mache Ihnen Kummer... Ihnen, einen gegen mich so gütigen, so nachsichtigen, so großmüthigen Vater! Ich bitte Sie, verzeihen Sie mir! Vergessen Sie, was ich gesprochen, nie soll mehr von einer Trennung zwischen uns die Rede sein. Ach! ich weiß, daß es mir nirgends so wohl sein wird als bei Ihnen... Alle diese Freunde und Kameraden würdige ich nach ihrem gehörigen Werthe... ich gehe ach nur der Unterhaltung wegen

mit ihnen um ... Nun! ... küssen Sie mich! ... Nicht wahr, Sie sind nicht mehr böse?"

Statt aller Erwiederung schließt Herr Vermoncey seinen Sohn in die Arme. Ein zärtliches Wort einer geliebten Person entschädigt uns für vieles von ihr erlittenes Unrecht. Außerdem thut die Nachsicht, so lange die Fehler nicht von der Art sind, daß man darüber erröthen muß, immer eine bessere Wirkung als die Strenge.

„Nein, mein Freund, ich bin nicht böse," sagt endlich Alberts Vater. „Ich weiß recht wohl, daß man in Deinem Alter gerne lustig ist, und ich mache Dir kein Verbrechen daraus ... Ich gestehe, daß meine Zärtlichkeit mich allzuleicht in Sorgen gerathen läßt, aber was willst Du? Ich habe so viel Unglück ausstehen müssen ... meine Seele ist so grausam verwundet worden ... daß ich unschuldig daran bin. Derartige Leiden heilen nie ganz; es bleibt immer eine gewisse kränkliche Aengstlichkeit für das wenige uns noch übrige Glück in uns zurück. Wir wollen nicht mehr davon sprechen. Wenn Du glücklich bist, sind alle meine Wünsche erfüllt, besonders wenn Du Dich immer frei und offen gegen Deinen Vater äußerst ... und ihn als Deinen besten Freund, und nicht wie die Andern, von welchen Du vorhin sprachst, betrachtest ... Es ist besonders Einer unter ihnen, ein Herr Cölestin Valnoir oder von Valnoir, mit dem Du beinahe immer umgehst ... sieh, dieser junge Mann gefällt mir nicht ... wenn er nur leichtsinnig und lebenslustig wäre ... das würde nichts

schaden... aber ich halte ihn für unaufrichtig... — Sie könnten in der That Recht haben, Vater; übrigens halte ich Cölestin eher für egoistisch... In Gesellschaft ist er jedoch ein liebenswürdiger Mann, nur darf man keinen Dienst von ihm verlangen! außerdem besitzt er das Talent, sich nützlich, unentbehrlich zu machen... Er weiß vortrefflich ein Essen anzuordnen, spielt alle Spiele... und spricht mit überraschender, erstaunlicher Sicherheit!... Kurz, er kann aus Einem machen, was er will. — Nimm Dich in Acht, mein Freund, Du hast einen zutraulichen, biegsamen Charakter... ich weiß, daß Du immer in Gesellschaft dieses Cölestins bist... Ich habe es Dir schon oft gesagt: man muß in der Wahl seiner Freunde vorsichtiger sein, als in der Wahl seiner Geliebten. Du bist, wie es mir scheint, seit längerer Zeit verschwenderisch mit Deinem Vermögen umgegangen... es war das Erbtheil von Deiner Mutter, Du konntest nach Belieben damit schalten und walten... Gestehe mir aber, daß Du gegenwärtig nicht sehr bei Kasse bist."

Albert lächelt, schlägt die Augen nieder und murmelt: „Es ist in der That so, mein Vater... da Sie es errathen haben, will ich es Ihnen nicht länger verbergen. Ich habe Unsinn, großen Unsinn gemacht!... Ich ließ mich unvernünftiger Weise hinreißen und war sehr unglücklich im Spiele!... O! ich weiß, daß das eine Tollheit ist... ich hätte nicht spielen sollen. Ich will mich aber bessern und es künftig unterlassen. — Somit... hast Du jetzt kein

Geld mehr... — Keinen Heller!... es fehlt mir aber nicht an Hilfsquellen, an Freunden. — Das ist das Richtige; Du wirst Dich nur an Wucherer wenden, die Dich vollends ruiniren werden, statt daß Du offen und ehrlich Deinen Vater aufsuchst! — Ach!... Sie haben schon so viel für mich gethan... ich fürchte Ihre Güte zu mißbrauchen!... — O! wenn Du mich nur lieb hast, dann werde ich nie bereuen, was ich für Dich gethan habe. Wird denn nicht mein Vermögen einst auch das Deinige seyn? Du weißt wohl, daß ich mich nie wieder verheirathe! Ich trete es Dir allerdings jetzt noch nicht ab, weil ich, klüger als Du, es Dir auf eine Zeit ersparen will, wo Du selbst vernünftiger sein wirst. Jetzt betrachte ich mich als Deinen Intendanten, ich verwalte Dein Vermögen, das ist das Ganze. — O! Vater! was sprechen Sie da! Sind Sie nicht Herr, über Ihr Vermögen zu verfügen? — Wie sollte ich anders darüber verfügen, als zu Gunsten meines Sohnes! Nur wird sich der Intendant bisweilen erlauben, Moral zu predigen, dagegen muß er auch das Defizit ergänzen. Hier, nimm das: es sind zehntausend Franken in diesem Portefeuille... diese werden Dich der Mühe überheben, Dich an Deine Freunde, welche Dir die Bitte abschlagen, oder an Wucherer zu wenden, die, weil sie bis zur Heimzahlung der Schuld auf meinen Tod warten müßten, hundert Prozente von Dir verlangen würden."

Albert ist lebhaft gerührt von der Güte seines Vaters, weist die Brieftasche zurück und entgegnet:

„Sie sind zu gütig, mein Vater. O! Sie sind wirklich zu gütig gegen mich!... Aber ich kann... ich darf diese Brieftasche nicht annehmen... Sie bringen zu große Opfer für mich, und ich bin sie in der That nicht würdig! Ich verschwende das Geld so leichtsinnig... O nein, es ist zu viel, ich nehme es durchaus nicht an. — Und ich verlange, daß Du das Geld nimmst!... ich verlange es, hörst Du... bin ich nicht Dein Vater... willst Du Dich weigern, mir zu gehorchen. O! dann würde ich im Ernste böse!..."

Albert nimmt nun die Brieftasche und küßt seinen Vater, indem er sagt: „Sehen Sie, Sie verderben mich... wie in meinen Kinderjahren! — Was kann ich dafür, das ist einmal meine Art. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß man auf diese Weise am besten zum Ziele gelange. Indem ich Dir hinreichendes Geld gebe, Deinen Wünschen Genüge zu leisten, hoffe ich zugleich, daß Du nach und nach besser damit umgehen lernest. — Ach ja! Sie haben Recht... ich will mich auch bestreben, so viele Nachsicht zu verdienen. — Sei vergnügt, glücklich und liebe mich: das ist Alles, was ich von Dir verlange... nur traue Deinem Freunde Cölestin nicht zu sehr, denn der scheint mir verdächtig. — Ich werde Ihren Rath befolgen, Vater, ich verspreche es Ihnen. — Ich verspreche Dir dagegen ebenfalls vernünftiger zu werden. Ich will nicht mehr wachen und auf Dich warten, hörst Du, in will mich in Zukunft zu Bette legen. Aber schone Deine Gesundheit, laß Dich nicht

in gefährliche Intriguen ein ... die zuweilen leidige Folgen haben ... Wohlan! ich entferne mich, um mich zur Ruhe begeben. Es bleibt dabei: komme künftig heim, wenn Du willst, von nun an lege ich mich zu Bette, ohne Dich zu erwarten."

Herr Vermoncey hat sich entfernt, Albert wirft sich auf ein Ruhebett und denkt bei sich: „Mein Vater ist der beste Mensch! Uebrigens ergreift er das beste Mittel, mich zur Vernunft zu bringen. Ja, diese unermüdliche Güte, die, statt mir Vorwürfe zu machen, meine Thorheiten noch mit Geld unterstützt, diese rührende Güte stellt mir mein Unrecht viel deutlicher vor Augen, als lange Predigten und Strenge. Ich habe das von meiner Mutter anererbte Vermögen in so kurzer Zeit verschwendet, daß ich durchaus ordentlich werden muß, denn ich gebe nicht zu, daß mein Vater sich meinetwegen irgend etwas versage, und dahin würde es noch kommen, wenn ich in meiner Lebensweise fortführe wie bisher. Ich kenne ihn, er würde mich nie in einer Verlegenheit stecken lassen ... sich eher selbst darein verwickeln, um mich herauszuziehen, und das darf ich nicht dulden. Es ist also fest beschlossen, ich will vernünftig werden. Vor allen Dingen spiele ich nicht mehr, dann ziehe ich mich einigermaßen von Cölestin zurück; denn je mehr ich darüber nachdenke, je klarer wird es mir, daß sich mein Vater nicht in ihm irrt. Ich habe gewisse Dinge bemerkt, kurz, ich werde mich hüten. Nun will ich mich aber nur noch mit meinem heutigen Glücke beschäftigen. Madame Baldimer bewilligt mir

ein Rendezvous... Das ist eine sonderbare Frau... Ich bin sehr in sie verliebt! Ist es wohl auch Liebe, was ich für sie fühle? Wie! wenn sie, statt mir, seit ich ihr die Cour mache, Widerstand zu leisten, sich nach einem kurzen Kampfe ergeben hätte, wäre dann meine Liebe nicht schon längst erloschen? Ich weiß nicht, was ich mir antworten soll, ich meine nein. Wenn ich indeß recht darüber nachdenke, so... Allein wozu! Vor allen Dingen will ich mich bemühen, den Sieg über meine Eroberung davon zu tragen. Diese Verbindung ist auch nicht nachtheilig für mein Vermögen. Madame Baldimer ist reich, sie scheint es wenigstens. Sie ist Wittwe, also unabhängig, da ist kein Gatte zu hintergehen oder zu fürchten. Ich bin überzeugt, mein Vater selbst würde dieses Verhältniß billigen."

Nachdem Albert auf diese Weise seine Betrachtungen angestellt hat, schläft er endlich auf dem Ruhebett ein. Als er wieder erwacht, zeigt die Uhr nahe auf Mittag, und um ein Uhr war er zum Stelldichein geladen. Er machte also eiligst seine Toilette, auf welche er eine besondere Sorgfalt verwendet, denn er will seinen Ruf als einer der ersten Dandys der Hauptstadt rechtfertigen. Nachdem er mit seinem Anzuge vollständig fertig ist, geht er, nimmt ein Cabriolet und läßt sich in die Straße Neuve-Vivienne zu Madame Baldimer führen.

Sechstes Kapitel.

Madame Baldimer. — Ein Fächer.

Nun wollen wir die Bekanntschaft dieser Frau machen, in welche der junge Albert so wahnsinnig verliebt ist, und mit der sein Freund Cölestin ohne sein Wissen in Verbindung steht.

Madame Baldimer ist achtundzwanzig Jahre alt. Obgleich sehr schön, sieht man ihr doch ihr Alter an, weil ihre Züge trotz der Reinheit und Regelmäßigkeit sehr scharf und markirt sind, weil in dem Ausdrucke ihrer Physiognomie etwas Männliches, Ernstes liegt, welches eine abgehärtete Seele, einen über gewöhnliche Schwächen erhabenen Geist und einen festen, entschlossenen Charakter andeutet.

Madame Baldimer hat eine hohe Gestalt, entzückende Formen, einen anmuthigen, biegsamen Körper, welches bei großen Frauen etwas Seltenes ist, schwarze, feurige Augen, glänzend schwarze Haare, einen Mund voll tadelloser Zähne, der bisweilen höhnisch, bisweilen verächtlich, bisweilen höchst verführerisch ist, eine etwas mattweiße Hautfarbe, einen schönen Arm, eine wunderschöne Hand, aber einen sehr langen, sehr breiten, sehr platten Fuß, weßhalb sie immer außerordentlich lange Kleider trägt, um diesen mangelhaften Theil ihrer Person, welcher nicht mit der übrigen Schönheit ihres Gesichtes und ihres Körpers übereinstimmt, zu bedecken.

Diese Dame bewohnt in der Neuve-Vivienne-Straße ein Logis, welches einer vom Glücke begünstig-

ten eiteln Frau würdig ist. Bei ihr findet man Alles, was der ausgesuchteste, kostspieligste Geschmack nur immer verlangen kann: Möbeln von kostbarem Holze, Bronze-Verzierungen, Gemälde, Porzellan, Statuen, chinesische Arbeiten, Kuriositäten, kurz ihre Zimmer sind mit dem Schönsten, Reichsten, Anmuthigsten ausgeschmückt, was uns die Mode bietet. Sie sind ein köstlicher Aufenthalt, wo die Füße nur auf weiche Teppiche treten, wo man nur eine vom Wohlgeruch der Blumen duftende Luft einathmet, wo endlich Alles vereint zu sein scheint, das Gemüth, die Augen und die Sinne hinzureißen.

Es ist nicht das erste Mal, daß Madame Baldimer den jungen Vermoncey bei sich empfängt; dieser hatte sich, sobald er in Gesellschaft mit ihr bekannt geworden war, von ihrer Schönheit angezogen, eifrigst bemüht, ihr seine Huldigungen darbringen zu dürfen, und diese Gunst wurde ihm mit einer Leichtigkeit bewilligt, welche ihn auf einen baldigen Triumph seiner Liebe hoffen ließ. Dieß war aber nicht der Fall: die schöne Wittwe, der es anfangs zu schmeicheln schien, daß ihre Reize einen so bedeutenden Eindruck auf Albert machten, nahm später die glühende Liebeserklärung des jungen Mannes ziemlich kühl auf, und ließ ihm, ohne ihn ganz zurückzustoßen, nur wenig Hoffnung. Madame Baldimer betrug sich bald strenge, bald heiter, bald geringschätzend, bald melancholisch, gegenüber von Albert wie eine Kokette, die den Mann, welchen sie unter ihr Joch

gebracht hat, zum Besten haben will, oder sich ihres Sieges noch nicht ganz gewiß ist, und daher, ehe sie sich hingibt, das Gefühl, welches sie erweckt hat, durch alle möglichen Mittel noch steigern will.

Durch den geringen Erfolg seines Strebens entmuthigt und abgeschreckt, nahm sich Albert vor, nicht mehr an die schöne Amerikanerin zu denken, denn unter diesem Namen war Madame Baldimer in der Gesellschaft bekannt. Um sie zu vergessen, mied er die Cirkel und Spaziergänge, wo er sie treffen konnte. Aber im Augenblick, wo sein Entschluß anfing Früchte zu tragen, und seine Vernunft allmälig über seine Liebe siegte, traf er wieder überall mit Madame Baldimer zusammen; er war überzeugt, sie sowohl im Theater als im Conzert und auf der Promenade, wo er immer hingehen mochte, zu begegnen. Es war, als ob ein böser Geist diese Dame von jedem seiner Schritte unterrichtet und ihm überall störend in den Weg geschickt hätte, denn sobald er sie sah, war es wieder um seinen Entschluß geschehen. Die schöne Frau wendete alle ihr möglichen Verführungsmittel an, den Mann wieder zu ihren Füßen zurückzuführen, der sich ihrer Gewalt entziehen wollte, so daß Albert ihre Koketterie vergaß, verliebter als je zu ihr zurückkehrte und sich fortwährend schmeichelte, endlich glücklicher zu sein.

Seit einiger Zeit gesellten sich übrigens zu dem Aerger Alberts, die schöne Amerikanerin nicht besiegen zu können, noch die Qualen der Eifersucht, denn er war nicht der Einzige, den Madame Baldimers

Schönheit angezogen hatte, und da diese Dame sehr eitel war, so nahm sie die Huldigungen mehrerer anderer junger Leute eben so beifällig auf als die seinigen; außer diesen vermehrte auch ein reicher Fremder, ein Schwede, seit Kurzem die Zahl ihrer Anbeter. Dieser Mann, welchen man den Grafen Dalhborne nannte, war außerordentlich häßlich; seine lange, steife Taille, seine großen, matten Augen, sein rother Backen- und Schnurrbart, der seiner Person etwas Widerwärtiges gab, konnte wohl für eine Dame wie Madame Baldimer nichts Anziehendes haben, und doch schien sie, sei es Eigenthümlichkeit oder Caprice, dem schwedischen Grafen seit neuerer Zeit am meisten gewogen zu sein.

Albert hatte sich, wüthend darüber, auf's Neue vorgenommen, sich nichts mehr um diese Dame zu bekümmern, die fast ein Spiel aus seiner Liebe mache, als am Vorabend eine kleine Citadine, welche auf dem Boulevard an den jungen Leuten vorbeifuhr, die schöne Amerikanerin abermals seinen Blicken zeigte. Wir haben gesehen, was darauf erfolgte. Albert schrieb, unfähig, das Gefühl, welches ihn beherrschte, zu bemeistern, sogleich an Madame Baldimer und ersuchte sie um ein Rendezvous unter vier Augen, indem er schwor, daß sie ihn nicht mehr sehen werde, wenn sie ihm dieses verweigere. Die Antwort lautete lakonisch, aber günstig: Kommen Sie morgen um ein Uhr! Diese Worte standen in dem Billet, welches der junge Vermoncey von der schönen Wittwe erhalten und welches ihn so beglückt hatte.

Wir wollen ihm zu der schönen Dame folgen, wo er zur bezeichneten Stunde eintrifft.

Eine Zofe führt den jungen Mann in einen kleinen Salon, der mit aller Koketterie eines Boudoirs eingerichtet ist. Madame Baldimer sitzt oder liegt vielmehr in einem ungeheuren Faltenkleide, welches bloß vermittelst einer goldenen Schnur um ihre Taille befestigt ist, auf einem Divan. Ihre schönen schwarzen Haare sind ihr einziger Schmuck, aber die ungewöhnliche, neue Art, mit der sie geordnet sind, die elegante Einfachheit ihres Anzugs, die ihre Reize noch erhöht: Alles trägt dazu bei, diesem Frauenzimmer Etwas zu verleihen, was den unempfindlichsten Mann unterjocht hätte, und Albert war nichts weniger als das.

Beim Anblick des Erwarteten, dessen Leidenschaft für ihre Schönheit ihr bekannt ist, strahlt ein eigenes Feuer aus den Augen der Madame Baldimer, ein sonderbarer Ausdruck belebt ihr Antlitz. Ist es Glück, Liebe oder bloß Koketterie? Man hätte ein sehr guter Physiognomiker sein müssen, um zu errathen, was in dem Herzen der schönen Dame vorging.

Albert grüßt anmuthig und nimmt auf einen Wink der Dame Platz neben ihr.

„Hoffentlich werden Sie sich nicht mehr über mich beklagen!“ sagt Madame Baldimer lächelnd zu dem jungen Manne; „ich habe Ihnen dieses Rendezvous ... diese Zusammenkunft, um welche Sie mich gebeten haben, bewilligt... Wissen Sie, daß das eine

große Gunst ist? — Glauben Sie, Madame, daß ich den ganzen Werth derselben nicht einsehe, und bereuen Sie es bereits wieder, mir dieses Vergnügen gewährt zu haben? — Ich bereue nie, was ich thue, denn ich denke immer, bevor ich handle... ich mache mich auch auf alle Folgen, die aus meinen Bewilligungen und Versprechen hervorgehen, gefaßt. — Also erlauben Sie mir, Sie zu lieben, es Ihnen zu gestehen und zu hoffen, daß Sie meine Gefühle theilen werden... denn das folgt aus dieser köstlichen Zusammenkunft, die Sie mir bewilligt haben! — O langsam, Herr Albert!... Sie sind allzurasch ...Mich zu lieben verbiete ich Ihnen nicht... ganz im Gegentheil... aber ich muß fest von dieser Liebe überzeugt sein... ich muß bestimmt wissen, daß sie kein Hinderniß, kein Opfer scheut... ehe ich mich entschließen kann, ihr nachzugeben. — O, Madame, sind Sie denn nicht von der Macht Ihrer Reize, von der Gewalt, die Sie über mich ausgeübt, überzeugt! ...Welchen Beweis fordern Sie, um an meine Liebe zu glauben?... Sprechen Sie, gebieten Sie, ich bin bereit zu gehorchen!"

Madame Baldimer sieht Albert fest in's Gesicht; es liegt aber nichts Zärtliches, welches angedeutet hätte, daß ihr Blick von Herzen gehe, in demselben. Das Durchdringende dieser großen, schwarzen, auf ihn gehefteten Augen erschreckt den jungen Mann fast; er hätte gerne eine Erschütterung, einige Verlegenheit, eine leichte Bewegung bemerkt oder einen Seufzer gehört, kurz irgend etwas gesehen, was bei

den Weibern den Augenblick eines Geständnisses oder der Hingebung andeutet; der Blick der Madame Baldimer war aber nicht von solcher Art.

„Nicht wahr, Sie haben schon oft geliebt?“ flüstert die schöne Wittwe endlich. — „Ich habe es geglaubt, ehe ich Sie kannte; aber jetzt sehe ich ein, daß ich erst liebe, seit ich Sie kenne. — Ach ja, so sagt man immer zu der Frau, welcher man zuletzt die Cour macht... Man hat mich übrigens versichert, Sie hätten Ihrer Liebschaften wegen viele Tollheiten gemacht. — Tollheiten sind kein Beweis von Liebe. — Bisweilen doch ... Und wenn ich es wünschte, daß Sie auch für mich welche machten? — Ich wäre überglücklich, wenn das ein Mittel wäre, Ihnen zu gefallen! — Ach, Sie kennen mich noch nicht... ich bin so sonderbar... Ich verlange, daß der Mann, welcher mich liebt, allen meinen Wünschen, allen meinen Launen Genüge leiste... sie sogar zum Voraus errathe ... Ich habe keinen Begriff von einer Liebe, die dem geliebten Gegenstand irgend etwas versagt... Ach, wenn ich ein Mann geworden wäre, so würde ich mich, um einem Frauenzimmer meine Liebe zu beweisen, in's Wasser, in's Feuer gestürzt, allen Gefahren und allen Nebenbuhlern Trotz geboten, kurz die Welt umgekehrt und sogar Verbrechen begangen haben, wenn sie es von mir gefordert hätte!“

Albert, dem es nicht recht klar ist, wo diese Dame hinaus will, betrachtet sie lächelnd und fragt: „Haben Sie mir irgend ein kleines Verbrechen zu

befehlen ... oder wünschen Sie mich in's Wasser springen zu sehen?"

Madame Baldimer beißt sich ärgerlich in die Lippen und entgegnet: „Ach, Herr Vermoncey ... O mein Gott! wo denken Sie hin ... Ich wäre untröstlich, wenn Ihnen meinetwegen das mindeste Unangenehme zustoßen würde ... Ich weiß wahrhaftig nicht, warum ich das zu Ihnen gesagt habe ... Ich denke nicht immer an das, was ich spreche ... — Sie denken aber wenigstens doch an das, was mit Ihnen gesprochen wird?" versetzt Albert, die Hand der schönen Wittwe ergreifend.

Diese lächelt, scheint nachdenklich und ruft dann aus: „Wo wohnen Sie gegenwärtig? Ist es wahr, daß Sie ein anderes Logis bezogen haben? — Nein, Madame, ich bin immer in demselben Hause ... — Sie wohnen, glaube ich, mit Ihrem Vater zusammen ... — Auf demselben Boden. — Für einen jungen Mann, der gern Thorheiten macht, muß eine solche Nachbarschaft unangenehm sein ... — O nein, Madame! Ich bin mein eigener Herr; ich thue, was ich will; mein Vater legt mir nichts in den Weg, er ist so gut! ... — Ah, er hat Sie wohl recht lieb? — O ja! ich darf nicht daran zweifeln ... Es ist auch sehr natürlich ... von einer zahlreichen Familie bin nur ich ihm übrig geblieben. — So! er hat außer Ihnen keine Kinder ... — Ich habe zwei Brüder und eine Schwester gehabt und bin nun allein!"

Madame Baldimer senkt ihren Kopf auf ihre Brust und scheint in Gedanken verloren. Albert fährt je-

doch nach einer Weile fort: „Wir sprechen übrigens über sehr ernsthafte Dinge, während ich Sie doch nur von meiner Liebe unterhalten wollte. Nun, lieben Sie mich doch ein wenig?“

Madame Baldimer antwortet nicht, läßt sich aber die Hand drücken, stößt einen Seufzer aus und wendet die Augen ab. Der junge Mann ist entzückt; er glaubt, seine Liebe fange an, das Herz, welches er sich zu unterwerfen brennt, zu rühren; er will bereits die Hand, die er drückt, mit Küssen bedecken, als Madame Baldimer rasch aufsteht, einige Gänge im Zimmer auf und ab macht und mit äußerst munterm Tone ausruft: „Haben Sie die Madame Plays in der letzten Gesellschaft des Grafen Dalhborne gesehen?... Sie hatte einen göttlichen Caschemir um ... einen Caschemir, der mich verrückt gemacht hat, so daß ich davon träume und unabläßig daran denke. Delille hat den nämlichen... Es sind die schönsten, die man jetzt in Paris sieht!... Ich habe einen Augenblick Lust gehabt, ihn zu kaufen... er ist aber sehr theuer und es wäre unvernünftig, allen seinen Launen nachzugeben!“

Albert ist ganz überrascht und erstaunt. In dem Augenblicke, wo er hofft, daß man seine süßen Schwüre erwiedern werde, hört er von einem Caschemirshawl sprechen; diese Wendung bringt ihn dergestalt außer Fassung, daß er Madame Baldimer verwundert ansieht und nicht weiß, was er ihr antworten soll.

Diese setzt sich wieder auf den Sopha und sagt mit liebenswürdigem Tone zu ihm: „Ach! entschul-

digen Sie... ich spreche jetzt von der Toilette mit Ihnen! Nicht wahr, ich bin recht gedankenlos! — Sie sind immer reizend... nur sollten Sie etwas gefühlvoller sein; wenn ich von meinem Herzen mit Ihnen rede, suchen Sie das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen. — Gott bewahre! denn diese Madame Plays war Ihre Geliebte; nicht wahr? — Nein!... ich schwöre Ihnen... — Still! lügen Sie nicht... Merkt man so etwas nicht gleich auf der Stelle, so wenig man auch Kenntniß von der Welt haben mag! Ueberdieß hat sich Madame Plays durchaus nicht genirt, sondern das Gegentheil... sie hat auch einen so gefälligen Gatten! — Um Gottes Willen! Lassen Sie Madame Plays aus dem Spiele! Ich habe nicht, um von ihr zu sprechen, ein Rendezvous von Ihnen verlangt... — Das glaube ich! aber ihr Caschemir ist so hübsch... und... ich wollte damit sagen, daß er ein Geschenk von Ihnen sei... — O, warum nicht gar! das ist nicht der Fall!... — Sie wollen es nicht gestehen... es ist ein herrliches Präsent!... Sie waren also sehr in diese Dame verliebt? — Ich gebe Ihnen noch einmal die Versicherung: Sie sind im Irrthum! — Nun... es mag sein... ich will Ihnen Glauben schenken!... Aber der Shawl ist wunderschön!"

Albert schweigt. Tausend Gedanken fahren ihm durch den Kopf, und seine Stirne scheint sich zu umdüstern. Madame Baldimer, die es bemerkt, wird nun heiterer, zärtlicher, lebhafter; es war, als ob sie befürchtet hätte, die für sich erweckte Leidenschaft ver-

schwinden zu sehen und sich deßhalb alle Mühe gäbe, Alberts Liebe auf's Neue zu befestigen. Dieser läßt sich durch das verführerische Wesen der schönen Wittwe hinreißen und gibt wieder der Hoffnung Raum, endlich seine Flamme getheilt zu sehen, denn das Betragen derselben berechtigt ihn dazu.

Aber in diesem Augenblicke tritt die Zofe ein und sagt: „Der Herr Graf von Dalhborne fragt, ob er Madame seine Huldigung darbringen dürfe? — Ganz gewiß... laß den Grafen hereinkommen!" erwiedert Madame Baldimer mit vergnügter Miene, während Albert, der, als er diesen Namen hörte, das Gesicht verzog, mißmuthig ausruft: „Ei was! Sie wollen diesen Fremden empfangen, während ich hoffte, mit Ihnen allein sein zu können! — Haben wir denn nicht immer Zeit, uns zu sehen?... Da man einmal gesagt hat, ich sei zu Hause, wäre es eine Unhöflichkeit, den Besuch des Grafen abzuweisen. — Ach, Madame, wenn es Ihnen Vergnügen machen würde, mich von meiner Liebe sprechen zu hören... — Ja! aber die Welt fordert Rücksichten, die man nicht umgehen kann... Außerdem ist dieser Fremde so galant... — Nur zu galant gegen Sie, wie mir scheint, und seine häufigen Besuche... — Schweigen Sie... er kommt!"

Der Graf von Dalhborne tritt mit derselben steifen, anspruchsvollen und ceremoniellen Miene ein, die ihm eigenthümlich ist. Er hat mehrere Ordensbänder im Knopfloche und ganz das Wesen eines gebildeten Mannes; aber sein fades, unfreundliches

Gesicht, welches sich, selbst wenn er liebenswürdig sein will, nicht aufheitert, scheint geeignet, die Liebe und das Vergnügen zu verscheuchen. Indessen nimmt Madame Baldimer den edlen Fremden mit einem holden Lächeln auf; er küßt ihr die Hand, verbeugt sich tief gegen Albert und setzt sich so steif wie eine Gliederpuppe, die durch Federn in Bewegung gesetzt wird, in einen Lehnstuhl.

„Sie sind recht liebenswürdig, Herr Graf, daß Sie an einen Besuch bei mir gedacht haben!" sagt die schöne Frau geziert.

Der Schwede verbeugt sich und antwortet mit sehr ernstem Tone: „O, daran denke ich immer! — Ihr Herren von der Diplomatie... von der Politik habt so wenig Zeit für die Damen übrig... um so geschmeichelter müssen sie sein, wenn ihr daran denkt, ihnen die Cour zu machen. — O, daran denke ich oft!"

Albert unterdrückt mit Mühe ein Lächeln, welches ihm das Phlegma und der Lakonismus des Schweden abnöthigen; er spricht kein Wort, neugierig, zu sehen, ob die Unterhaltung des Herrn auf dieselbe Art fortgesetzt werde. Allein Madame Baldimer ist zu gewandt, um es nicht zu versuchen, den Grafen gesprächiger zu machen. Sie richtet auf's Neue das Wort an ihn.

„Wie hat Ihnen die letzte komische Oper gefallen?... Sie wissen, wir haben uns vorgestern in dem Theater getroffen."

Herr Dalhborne scheint sich zu besinnen, antwortet aber endlich: „Ach! ich erinnere mich gar nicht mehr.

— Dann haben Sie sich, wie es scheint, nicht sehr gut unterhalten!"

Der Schwede gibt keine Antwort, sucht aber etwas in seiner Rocktasche und zieht einen prachtvollen Fächer von kostbarem Holze heraus, in welches allerlei Gegenstände und Figuren mit seltener Kunstfertigkeit eingeschnitten und eingelegt sind; er überreicht ihn der Madame Baldimer mit den Worten: „Ich habe den Ihrigen im Theater zerbrochen... Erlauben Sie gefälligst, daß ich ihn durch diesen ersetze..."

Die schöne Amerikanerin nimmt den Fächer, betrachtet ihn entzückt und ruft aus: „O! Aber wahrhaftig, Herr Graf, der ist zu schön... ich weiß nicht, ob ich ihn annehmen darf!... Nein, er ist wirklich zu prachtvoll!... Welche vollendete, bewundernswürdige Arbeit!... Ich kann diesen nicht an der Stelle des meinigen annehmen! — Wenn Sie mir ihn wieder zurückgeben, zerbreche ich diesen auch... — Sie sind aber in der That so galant, daß Sie die Pariser Herren beschämen... Sehen Sie, Herr Vermoncey! Nicht wahr, dieser Fächer ist wunderhübsch?"

Albert, der, seit der Graf den Fächer gezeigt hat, seinen Unmuth nicht mehr verbirgt, wirft kaum einen Blick darauf und erwiedert: „Ich verstehe mich auf derlei Dinge nicht... — Es ist unmöglich, etwas Geschmackvolleres zu finden!... Wohlan, Herr von Dalhborne, ich behalte ihn, denn es wäre wahrhaft schade, wenn Sie ihn auch zerbrechen würden!"

Der Graf verneigt sich und murmelt: „Dann freut es mich außerordentlich, daß ich den andern zerbrochen habe!“

Albert kann seine Ungeduld und seinen Zorn kaum bemeistern; er sitzt nicht mehr ruhig auf seinem Stuhle, es ist, als ob Alles in ihm kochte. Die schöne Dame, welche über die Eifersucht und den Unwillen des jungen Mannes sehr erfreut scheint und seine Qual noch vermehren will, bietet ihm den Fächer noch einmal hin und sagt: „Aber betrachten Sie ihn doch, Herr Vermoncey, und geben Sie zu, daß Sie nie etwas so Ausgezeichnetes, so Herrliches gesehen haben...“

Dießmal nimmt der junge Mann den ihm dargereichten Fächer, hält ihn etwas hoch hinauf, faltet ihn, gleichsam um ihn besser zu betrachten, auseinander, und läßt ihn dann auf die Ecke seines Stuhles fallen, von dem er auf den Boden hinabfällt. Der wunderhübsche Fächer war zu diesem doppelten Falle zu schwach und zu fein beschaffen und zerbrach in mehrere Stücke.

Madame Baldimer stößt einen schwachen Schrei aus, der jedoch keine große Verzweiflung anzudeuten scheint; es war beinahe, als ob sie dieses Ereigniß vorausgesehen und erwartet hätte. Der Graf Dalhborne hebt die zerbrochenen Stücke des Fächers auf, steckt sie ruhig in seine Tasche und wendet sich gegen Madame Baldimer: „Es gibt noch mehr!“ sagt er, „vielleicht noch schönere als dieser. Ich werde das Vergnügen haben, Ihnen einen andern zu bringen.“

Alberts Wuth steigert sich immer mehr. Er hatte gehofft, durch das Zerbrechen des Fächers den Zorn des Schweden und den Aerger der Madame Baldimer herauszufordern, kurz eine Scene herbeizuführen; aber er scheiterte an der unerschütterlichen Gelassenheit des Fremden und sieht nun ein, daß seine Ungeschicklichkeit oder Bosheit, je nachdem man die Sache nehmen will, zwecklos war.

Madame Baldimer macht Albert nicht den geringsten Vorwurf, sondern sagt nur: „Es gibt Tage, an denen man nicht glücklich ist!"

Dann setzt sie das Gespräch mit dem Grafen wieder fort, der immer gleich kurze Antworten gibt, lächelt ihren jungen Anbeter, wie es scheint, zuweilen höhnisch an, und führt die Unterhaltung fast allein.

Albert war durchaus nicht beim Gespräche und gab oft ganz verkehrte Antworten, allein er hatte beschlossen, dem Schweden das Feld nicht zu räumen und sich nicht vor demselben zu entfernen. Der edle Fremde schien seinerseits eben so wenig geneigt, zuerst zu gehen, obwohl er sich dem Ganzen nach nicht besonders unterhielt.

Madame Baldimer errieth wahrscheinlich die geheimen Empfindungen ihrer beiden Anbeter, und nachdem sie dieselben ziemlich lange beisammen behalten hatte, stand sie auf und sagte zu ihnen: „Meine Herren, entschuldigen Sie mich, daß ich Sie verlasse... aber ich reise auf's Land, wo ich einige Tage zubringen will und muß mich jetzt ankleiden ... Sie begreifen wohl, daß das für eine Dame

eine zu wichtige Sache ist, als daß sie nicht Zeit erforderte."

Die Herren sehen ein, daß sie gehen müssen. Beide stehen auf und empfehlen sich bei der jungen Frau. Der Schwede küßt ihr mit ausgezeichnetem Ernste die Hand; Albert begnügt sich, sie ihr fest zu drücken und flüstert ihr in's Ohr: „Ich hoffe, Sie sogleich nach Ihrer Rückkehr zu sehen. — Ich ebenfalls!" entgegnet Madame Baldimer laut. „Ich schreibe Ihnen, sobald ich zurück bin."

Die beiden Nebenbuhler gehen mit einander die Treppe hinab. Auf der Straße verabschieden sie sich schweigend von einander.

Albert sieht dem Grafen nach und hat Lust, wieder zu Madame Baldimer hinaufzugehen; er besinnt sich aber eines Andern, indem er bei sich selbst denkt: Mich jetzt wieder zu zeigen, wäre ungeschickt. Was sollte ich zu ihr sagen?... Ich habe ihren Fächer zerbrochen... sie hat wohl gesehen, daß es aus Zorn geschah und mir nicht den mindesten Vorwurf gemacht. Ich habe sie eines Geschenkes beraubt; ich muß es ihr wieder ersetzen; ich bin ihr ein anderes dafür schuldig. Der Caschemir, der ihr so gefällt... er ist zwar sehr theuer... aber was liegt daran! Man soll nicht sagen, ein Schwede sei galanter als ich. Und doch scheint es mir, ich weiß selbst nicht warum, als ob mich diese Frau nicht liebte... und ich war der Meinung, ihre Bekanntschaft koste mich nichts!... ach! weil ich sie für liebenswürdiger und weniger eitel hielt. Ich weiß, ich würde besser daran

thun, Madame Baldimer zu vergessen... Warum beharre ich auch so auf ihrer Eroberung... O Eitelkeit, o Eitelkelt!

Siebentes Kapitel.

Der Marais. Ein Geheimniß.

Sanscravate hatte seine Schritte verdoppelt, um die Templestraße zu erreichen, in welche, wie er glaubte, Bastringuette hineingegangen war. Wenn der Commissionär nur seinen gewöhnlichen Schritt ging, lief er fast so schnell wie ein Fiaker, daher kann man sich nun auch vorstellen, daß es für Personen, welche ihm folgen wollten, wenn er schnell ging, eine bedeutende Anstrengung erforderte.

Johann Ficelle lief nicht mehr, sondern er rannte, um seinen Kameraden nicht aus dem Auge zu verlieren. Mitunter rief er ihm zu: „Halte doch ein wenig!... man kann Dir unmöglich folgen... Soll mir denn die Milz wie ein Luftballon anschwellen? ... Sackerment, Du hättest ein Läufer werden sollen, Du könntest ja mit den Rennern auf dem Märzfelde in die Wette laufen... ich glaube, Du würdest den Sieg davon tragen!“

Sanscravate ist bis an die Straße de la Corderie gekommen, ohne das Frauenzimmer wiedergesehen zu haben, welches er für Bastringuette hält. Dort steht er endlich, sieht sich um, und Johann Ficelle schreit ihm zu: „Das ist ein Glück... Ich wäre

beinahe zerplatzt und elend krepirt wie eine Schindmähre! — Ich sehe das Frauenzimmer nicht mehr; das ist doch sonderbar!" sagt Sanscravate. „Wo Teufels kann sie hingegangen sein? — War es auch wirklich Bastringuette, welche Du in diese Straße hineingehen sahest? Bist Du es überzeugt? — Nein. — Was thun wir jetzt? — Da wir einmal auf dem Marais sind, so wollen wir bis in die Straße Barbette gehen, wo die Base meiner Treulosen wohnt. — Nun, es sei! wir wollen auf den Marais, ich bin dabei, vielleicht begegnen wir andern Leuten... Aber was ich Dich bitte, nur nicht rennen; das ist jetzt nicht mehr nöthig; nun wollen wir ruhig Arm in Arm unseres Weges gehen. — Bin ich denn vorhin gerannt? — Nein, durchaus nicht! Du bist nur davon gejagt wie die Eisenbahn... Ich begleite Dich gern und unterstütze Dich mit Vergnügen in Deinen Nachforschungen, denn ich bin Dein Freund... und wenn Dir ein Schimpf angethan wird, siehst Du, so thut es mir vielleicht weher, als wenn er mir selbst geschehen wäre... Freunde müssen sich bei jeder Gelegenheit als Freunde zeigen! Das ist aber kein Grund, daß ich Deinetwegen herzschächtig werden soll. Außerdem kann man, wenn man langsam vorwärts geht, die Dinge weit besser unterscheiden, als wenn man jagt wie eine Bombe... Sieh', ich will einen Vergleich anstellen... bist Du zum Beispiel schon auf der Eisenbahn gefahren? — Ja! ich bin einmal mit Bastringuette in Saint-Germain gewesen. — Nun, und was hast Du gesehen? was

hast Du unterwegs bemerkt? — Was soll man denn sehen, wenn man so schnell wie der Wind davonfährt? — Das meine ich gerade! So ging es Dir vorhin auch. Was kannst Du denn auf der Straße bemerken und beobachten, wenn Du davon rennst wie ein lediges Pferd. — Ich glaube, Du hast Recht. Gib mir den Arm, wir wollen langsam gehen, um unsere Nachforschungen auf dem Marais anzustellen."

Der Marais ist nach der Cité das älteste Quartier von Paris; es ist dasjenige, welches trotz der vielfachen Veränderungen, Vergrößerungen und Verschönerungen, welche in der Hauptstadt vorgenommen wurden, am meisten von seinem ursprünglichen Wesen beibehalten hat. Hier trifft man noch eine Menge jener alten Edelsitze und Häuser, die einst von unsern Vätern bewohnt worden sind. Es ist also nicht zu verwundern, wenn uns unsere Einbildungskraft, während wir durch dieses Quartier gehen, um einige Jahrhunderte zurückversetzt und sich unser Gedächtniß an jene Vorfälle der frühern Zeit erinnert, die man uns in unserer Jugend erzählt hat.

So wenig man auch in der That unsere Geschichte studirt hat, so kann man doch nicht durch die Straße des Tournelles gehen, ohne daran zu denken, daß auf diesem Platze einst ein königlicher Palast stand, daß Heinrich II. zu dem Turniere, auf welchem er verwundet wurde, Schranken machen ließ, die von der Bastille bis zum Palaste des Tournelles gingen; daß gegenüber von der Bastille im Jahre eintausendfünfhundertundachtundsiebenzig das

famose Duell zwischen Quelus, Livarot und Maugiron gegen Riberac, Scomberg und d'Entragues stattgefunden hat. Die Gegner schlugen sich um fünf Uhr Morgens; Maugiron und Scomberg, welche noch nicht zwanzig Jahre alt waren, blieben auf dem Platze; Riberac und Quelus starben kurz darauf an ihren Wunden. Damals ging die Duellwuth so weit, daß man nicht selten den Vater als Sekundanten des Sohnes erscheinen sah! ... Und doch geschah das in jenen Tagen, die wir die gute alte Zeit nennen.

Beim Vorübergehen sucht man in der Straße Sainte-Avoye das Hôtel Mesmes, welches Anna von Montmorency, Connetable von Frankreich, ein berühmter Greis, bewohnt hat, der in seinem vierundsiebenzigsten Jahre in der Schlacht von Saint-Denis tödtlich verwundet wurde, nachdem er vorher noch mit seinem während des Kampfes abgebrochenen Degenknopfe Den vom Pferde geworfen, der ihm zugerufen hatte, sich zu ergeben.

Die Straße Barbette erinnert Einen an Isabella von Baiern, jene Königin, die in Frankreich in keinem guten Andenken steht. Dort hatte sie einen Palast, welchen sie ihren petit sejour nannte, diesen bewohnte sie gewöhnlich während des häufigen Unwohlseins ihres Gatten, Karl VI., welches aber kein Beweis ihrer ehelichen Liebe war, denn eine ordentliche Bürgersfrau wäre bei ihrem Manne geblieben, um ihn zu verpflegen. Allein Isabella war eine Königin — und das geschah in der guten alten Zeit.

Schreitet man durch die Straße Culture-Saint-Catherine, so durchdringt Einen gleichsam ein Gefühl des Entsetzens, wenn man an den Mord des Connetables von Clisson durch Peter von Craon denkt. Denn an der Ecke dieser Straße hatte sich der Letztere in der Nacht vom 13. Juni 1391 in Hinterhalt gestellt. An der Spitze einiger Elenden lauerte er hier dem Manne ab, dessen Tod er geschworen hatte.

Obgleich der Connetable nur ein kleines Messer bei sich hatte, vertheidigte er sich mit demselben so wunderbar, daß er nicht an seinen Wunden sterben mußte.

Kommt man in die Löwenstraße, so suchen unsere Blicke noch die Gebäude, in denen die Löwen des Königs eingeschlossen waren, und wir erinnern uns unwillkürlich an die Begebenheit, welche dort dem Ritter de Lorges widerfuhr. Während sich Franz I. an dem Kampfspiel seiner Löwen ergötzte, warf eine Dame ihren Handschuh in die Arena und sagte zu de Lorges: „Wenn Ihr wollt, daß ich an Eure Liebe glaube, so hebet mir diesen Handschuh auf."

Der junge Ritter ging hinab, hob mitten unter den Löwen den Handschuh auf, brachte ihn herauf, warf ihn der Dame in's Gesicht und sprach nie wieder ein Wort mit ihr. Das war auch in der guten alten Zeit. Heutzutage fordern unsere Damen keine solche Beweise der Liebe mehr; bei uns ist die Galanterie nicht so wild, und man könnte fast eine Behauptung auf sie anwenden, die man sonst in Be-

ziehung auf die Musik gebraucht. E mollit mores nec sinit esse feros.

Dicht dabei ist die Straße Nonandières, ehemals Nonains d'Hière genannt, weil die Abtei des Dorfes d'Hière einige Grundstücke daselbst besaß. In dieser strengen Abtei wurde der Gebrauch der Eier erst gegen das vierzehnte Jahrhundert gestattet; bis zu diesem Zeitpunkte betrachtete man sie als eine Leckerei, die für Nonnen zu köstlich sei.

Seitwärts davon die Sanct-Pauls-Straße, welche Einen an den ungeheuren Palast erinnern muß, den Karl V. bauen ließ; dieser Palast nahm mit seinen Gärten die ganze Breite von der Sanct-Antons-Straße bis zu dem Flusse und von den Stadtgräben bis zur Sanct-Pauls-Kirche ein. Zu jener Zeit waren die Paläste der Könige immer mit großen Thürmen flankirt und die Gärten mit Obstbäumen und Weinreben angepflanzt. Die Straßen Beautreillis und la Cerisaye haben ihre Namen von einer wunderschönen Weinlaube und einer damals in den Gärten des Sanct-Pauls-Palastes angepflanzten Kirschen-Allee. Wir sind verschwenderischer geworden, als früher unsere Könige waren: denn gegenwärtig will der unbedeutendste Banquier nur noch Luxusbäume in seinem Garten haben; er würde sich schämen, wenn man einen Pflaumen- oder einen Aprikosenbaum darin anträfe.

Im Vorbeigehen an der Straße des Trois-Pavillons muß man an die schöne Diana von Poitiers denken, welche Heinrich II. zur Herzogin

von Valentinois erhob. Ehemals trug die Straße ihren Namen, weil sie darin wohnte; ich könnte nicht sagen, warum man sie umgetauft hat, aber der Namen einer hübschen Frau gefiele mir besser, als der Trois-Pavillons.

Kommt man endlich in die alte Templestraße, so zieht es Einem das Herz zusammen, wenn man an die Ermordung des Herzogs von Orleans denkt, die an einem November-Abend des Jahres 1407, dicht neben einem kleinen Hause, welches man das Bild unserer lieben Frau hieß, stattfand.

Doch wir haben uns nun genug den Erinnerungen hingegeben, welche dieses Quartier in uns hervorgerufen hat. Wenn auch der Marais bis auf den heutigen Tag in einigen Straßen sein ursprüngliches Wesen beibehalten hat, so sind doch mancherlei Veränderungen mit ihm vorgegangen: neue, hohe, breite Straßen, elegante, ja kokette Häuser sind an der Stelle der gothischen, düstern Gebäude unserer Vorfahren erstanden. Auch die jetzigen Bewohner dieses Quartiers haben nichts mehr von jenen Parisern an sich, die zu der Zeit, von welcher wir eben gesprochen, in dem Marais logirt haben. Gewohnheiten, Manieren und Gebräuche, Alles hat sich geändert, und wir dürfen unsern Zeitgenossen Glück dazu wünschen, denn wir haben aus dem vorhin Erwähnten ersehen, daß mit den Erinnerungen an die frühere Vergangenheit immer Duelle, Mordthaten und meuchlerische Ueberfälle verknüpft sind. Wir sind vielleicht weniger ritterlich, sind aber bei

derselben Tapferkeit heiterer und liebenswürdiger und weit nicht so heimtückisch, als man in der guten alten Zeit war.

Heutzutage kleiden sich die Bewohner des Marais beinahe eben so gut, als die in der Chaussée d'Antin; kein Quartier bleibt in Beziehung auf die Mode mehr zurück, nur kann oder will ihr nicht Jedermann folgen. Ein Stutzer der Sanct-Ludwigsstraße hat oft einen eben so hübschen Anzug, als einer des Boulevard des Italiens, um so mehr, als ihn nichts hindert, denselben Schneider zu haben, wie jener.

Indessen müssen wir gestehen, daß die Sitten in dem Marais etwas Strengeres oder Patriarchalischeres beibehalten haben, als in den übrigen Quartiers der Hauptstadt. Man lebt etwas weniger in die Nacht hinein, schließt die Läden etwas früher als in dem Mittelpunkt der Hauptstadt, die Jungfrauen scheinen ihren Eltern etwas untergebener zu sein, die jungen Männer wagen es nicht, in einen Salon zu treten, wenn sie nach einer Pfeife oder Cigarre riechen. Allein diese Nüancen sind nur noch schwach und werden sich bald mit der Grundfarbe vermischen.

Die zwei Commissionäre setzten Arm in Arm ihren Weg fort. Sanscravate sah verdrießlich aus, er sprach kein Wort, sondern schaute sich immer sorgfältig um und betrachtete die Vorübergehenden; sein Blick suchte bis in das Innere der Läden zu dringen: in jedem Frauenzimmer, welches er begegnete, hoffte er Bastringuette zu erkennen, die er zwar, wie er

glaubte, nicht mehr liebte, an die er aber unaufhörlich dachte. Johann Ficelle wollte öfters anhalten. So oft man an einer Schenke vorbeikam, rief er aus: „Wollen wir nicht einen Schoppen trinken... den Schoppen der Freundschaft! den schlägt man nie aus."

Allein Sanscravate schlug ihn doch aus; er lief immer fort und entgegnete: „Nachher... bald... jetzt mag ich nicht trinken. — Du bist ein sonderbarer Freund," murmelt Johann Ficelle, „Du läßt mich mit trockener Kehle ganz Paris durchlaufen... soll ich denn wie die Hühner den Pipps bekommen?"

Die Commissionäre sind in die Straße Barbette gelangt, und Sanscravate zeigt seinem Kameraden von der Ferne die Bude einer Obsthändlerin.

„Siehst Du," sagt er zu ihm, „dort sitzt Bastringuettens Base. — Diese einäugige Gemüsehändlerin? — Freilich, sie ist es. — Nun, so wollen wir sehen, ob Dein Mädchen dort ist. — Es wäre mir nicht lieb, wenn sie merken würde, daß ich ihr nachgehe. — Du mußt allein an der Bude vorbeilaufen... und aufmerksam hineinsehen, wer darin ist; ich will Dich hier erwarten. — Gut, ich will als Plänkler voran."

Johann Ficelle läßt Sanscravate unter einer Hausthüre stehen und geht mehrmals an der Bude der Gemüsehändlerin vorbei, indem er jedesmal genau hineinsieht; dann kehrt er wieder zu Sanscravate zurück und sagt: „Bastringuette ist so wenig bei der Gemüsehändlerin, als Krebse in ihrer Bude sind. Dein Püppchen ist an einem andern Orte. — Du hast vielleicht nicht recht hineingesehen. — O doch! das

ist keine schwere Aufgabe. Es war Niemand bei der Gemüsehändlerin als ein altes Weib, die, so viel mir schien, eine gelbe Rübe suchte, denn sie warf alle untereinander. — Ach! ich will selbst nachsehen."

Damit geht Sanscravate auf die Seite der Gemüsehändlerin hinüber. Johann Ficelle folgt ihm pfeifend. Als sie an der Bude vorbei sind, steht Sanscravate stille und sagt mit überraschter Miene: „Sie ist nicht da! — Beim Kukuk! ... ich habe es ja bestimmt gewußt! denn ich habe Falkenaugen. Ich begreife aber auch gar nicht, wie Du meinen konntest, Bastringuette sei da. Nicht um in eine elende Bude zu gehen, wo man verbrannte Zwiebeln und alten Brieerkäse verkauft, hat sich Deine Schöne so herausgeputzt und ihre besten Fahnen angezogen. Wenn sich ein Weib schön anthut, so läßt sich voraussetzen, daß sie zu einem Manne geht, dessen Eroberung sie machen will; um das herauszubringen, braucht man kein Chemiker zu sein. — Ja... ja... Du hast Recht. — O! ich kenne die Welt, geh... Ich sage manchmal nichts, aber ich denke desto mehr. Was hindert Dich übrigens, die Gemüsehändlerin zu fragen, ob Bastringuette heute schon da gewesen sei? — Nein... dann würde sie erfahren, daß ich sie gesucht habe... und am Ende glauben, ich bekümmere mich um sie... ich mag nicht. — Ich meine, sie würde sich nicht sehr irren, wenn sie das voraussetzte. — Ich sage Dir, ich liebe sie nicht mehr... ich verabscheue sie... ich hätte sie nur gerne mit dem Andern antreffen mögen, um zu

ihnen zu sagen: Ihr seid Canaillen, die ich verachte!... weiter nichts. Denn sieh, Johann Ficelle, von nun an haben die Weiber keinen Werth mehr für mich, sie handeln zu schändlich... ich fange keine Liebschaft mehr an, ich schwöre es! — Ich thue keine Schwüre... das sind Dummheiten... Sieh, ich will Dir abermals ein Beispiel anführen: wenn ein Frauenzimmer eine nette, schmeichlerische, schelmische, possige Katze hat, mit der sie recht närrisch thut, so sagt sie jedesmal, so oft sie ihre Katze küßt: wenn ich um diese käme, so schwöre ich, würde ich mir nie wieder eine anschaffen... Was geschieht? die Katze geht drauf oder wird gestohlen, und sie hat nach Verlauf einiger Zeit wieder eine andere, von der sie eben das sagt, was sie bei der früheren auch gesagt hat. Und, glaube mir, die Weiber halten es mir ihren Liebhabern gerade wie mit ihren Katzen: wenn Der mich verläßt, lasse ich mich nie wieder mit Einem ein. Er verläßt sie, aber sie fangen immer wieder mit einem Andern an; dieselbe Geschichte wie mit den Katzen!... Wohlan, und wenn ein Mann sagt, ich fange keine Liebschaften mehr an, weil mich die meinige betrogen hat, so ist es gerade so, so kehre ich die Hand nicht darum um. — Aber ich habe Charakter und Festigkeit!" ruft Sanscravate aus, „und um Dir zu beweisen, daß ich nicht mehr an Bastringuetten denken will, will ich mit den Freunden... trinken, spielen, schmaußen und Tollheiten machen! — Ei! das läßt sich hören, das heiße ich vernünftig gesprochen!... Komm also,

ich will Dich in die Gesellschaft der Francs-Lapins (Freihasen) einführen! dort wirst Du Leute finden, die ihren Mann stellen... Hast Du Baarschaft bei Dir? — Ja... ich habe noch sechs oder sieben Franken von dem, was mir Herr Albert gestern gegeben hat. — Die müssen verzehrt werden. Heute können wir doch nicht mehr arbeiten, es ist zu spät und Du hast Zerstreuung nöthig, ich eigentlich auch. Vorwärts... ich will Dich unterwegs zugleich ein Lied singen lehren, das nach der Melodie „Partaut la Syrie" gesungen und mit einer Feuerzange, die man auf einen Kohlenkessel schlägt, accompagnirt wird; das macht beim Nachtische einen herrlichen Effekt."

Sanscravate nimmt den Arm seines Kameraden. Man sieht ihm an, daß er sein Möglichstes thut, seinen Unmuth zu bekämpfen und sich anstrengt, heiter zu scheinen. Johann Ficelle, der sich für einen guten Sänger hält, hat bereits das Lied begonnen, mit dem er seinen Freund erfreuen will, als an der Ecke der Barbette- in die alte Templestraße ein junger Mann mit einem runden Hute, dessen Anzug, ohne gerade elegant zu sein, doch der eines anständigen Bürgers ist, rasch an ihnen vorbeigeht.

Der junge Mann, der über Etwas nachzudenken scheint, setzt, ohne die beiden Commissionäre zu beachten, seinen Weg fort. Aber diese haben ihn gesehen, erkannt, und Johann Ficelle ruft mit triumphirender Miene aus: „Nun... was habe ich Dir gesagt?... habe ich mich geirrt?... Du hast Dich

selbst überzeugt... Paul ist es in der Kleidung eines vornehmen Herrn. — Ja, er ist es!... er ist es in der That... ich kann mich kaum von meinem Staunen erholen!... — Und siehst Du, wie stolz er in seinen Herrenkleidern ist? er ging an uns vorüber, als ob er uns gar nicht kennen würde. Was soll das heißen, ist das der Anzug eines Commissionärs? Man würde wetten, es sei ein Commis-Voyageur. Jetzt siehst Du wohl, daß etwas Falsches, Geheimnißvolles hinter ihm steckt."

Sanscravate hört nicht mehr auf seinen Kameraden, sondern eilt Paul nach; obgleich dieser außerordentlich schnell geht, hat er ihn doch bald eingeholt; dann tritt er ihm in den Weg, steht vor ihn hin und sagt mit schlechtverhehltem Zorne in scherzhaftem Tone zu ihm: „Wo gehst Du denn so schnell hin?... Ach der Tausend, Du bist ja prachtvoll gekleidet für einen Menschen, der an den Ecken steht, um Commissionen zu machen!"

Paul bleibt überrascht stehen, als er Sanscravate erkennt; indessen unterdrückt er seinen Aerger gewaltsam und antwortet: „Ich mache heute keine Commissionen, und wenn man nicht arbeitet, kann man sich anziehen, wie man will. — Möglich!... aber trotz dem sieht man uns nie so, weder an Sonntagen noch an Montagen. — Nein," versetzt Johann Ficelle, der seine Kameraden jetzt auch eingeholt hat und sich mit höhnischem Tone in's Gespräch mischt, „nein!... wir haben keinen solchen Staat!... O! das ist sauber! der Paul muß ein einträglicheres

Gewerbe haben als wir, daß er so spazieren gehen kann... Er, der immer so geizig gegen uns ist und seinen guten Freunden nicht einmal einen Schoppen bezahlen will! — Ich thue, was ich mag! Ich bin Niemand Rechenschaft für meine Handlungen schuldig," entgegnet Paul mit einem zornglühenden Blicke auf Johann Ficelle, „ich bespionire nicht, was Andere thun, und bekümmere mich sehr wenig um das, was Leute über mich sagen, die vor allen Dingen sich selbst besser zu betragen wissen sollten!"

Nach diesen Worten entfernt sich Paul ohne Weiteres und läßt die beiden Commissionäre stehen, die sich mit verwunderter Miene ansahen.

„Wie unverschämt dieser kleine Findling ist!" ruft Johann Ficelle aus, „sollte man es so einem vater- und mutterlosen Kerl nicht vertreiben, sich ein solches Ansehen zu geben? Er hat Dich abermals beleidigt... — Mich?" fragt Sanscravate, erstaunt seinen Kameraden anblickend, „womit hat er mich beleidigt? — Hast Du denn nicht gehört, was er gesagt hat? Es gibt Leute, die, ehe sie Andere bespioniren wollen, sich vor allen Dingen selbst besser zu betragen wissen sollten... Er hat Dich dabei angesehen. — Ich habe geglaubt, Dich... — Durchaus nicht! Nein, Dich hat er fixirt. — Gleichviel, eines ist aber richtig, daß nämlich Paul nicht bei Bastringuetten ist, und ich Unrecht hatte, es zu vermuthen."

Sanscravate scheint wieder vergnügter; man sieht, daß sich seine Eifersucht etwas gelegt hat. Johann

Ficelle erwiedert mit Achselzucken: „Sie sind jetzt nicht beisammen... das ist wahr... wer steht aber dafür, daß sie nicht beisammen gewesen sind?... Bastringuette ist vielleicht auch in der Nähe! Ich habe so meine Gedanken!... Sieh, ich will Dir ein Beispiel anführen: das ist gerade, wie wenn eine Katze in einer Kammer Mäuse riecht... dann kann man sich alle Mühe geben, sie davon zu jagen. — Potz Sackerment, Johann Ficelle, Du langweilst mich mit Deinen Beispielen!... Komm in's Wirthshaus; Du weißt, daß wir uns vorgenommen haben, heute lustig zu sein. Ich bin bereit."

Johann Ficelle zeigt, statt vorwärts zu gehen, seinem Kameraden ein Haus auf der linken Seite der Straße und sagt: „Dort ist er herausgekommen, der schöne Herr... vielleicht könnte man in dem Hause erfahren, bei wem er war. — Du glaubst, Paul sei aus jenem Hause herausgekommen?" sagt Sanscravate, indem er einige Schritte auf dasselbe zu macht. — „Ja, ja, ich bin es ganz gewiß... Ich sah vor mich hin und bemerkte Niemand auf der Straße... Mit einem Male kommt Jemand zu jener Hausthüre heraus... und das war er."

Sanscravate steht vor dem Hause, endlich entschließt er sich, in den ziemlich finstern Gang hineinzugehen; er bemerkt keine Loge eines Portiers. Johann Ficelle folgt seinem Kameraden; Beide sehen sich eine Weile in dem Hausgang um, und finden endlich im Hintergrunde eine finstere steile Stiege.

„Wie wäre es, wenn wir hinaufgingen?" sagt

Johann Ficelle. — Was oben machen? Nach wem fragen? — Hm! das weiß ich nicht... man kann aber thun, als ob man irre gegangen wäre. Wir können nach einer Hebamme fragen, für eine Dame, die in Kindesnöthen sei. — Das wäre eine gute Ausrede. — Oder können wir fragen, ob der frühere Commissär, Herr Paul, da logire. — Nein! nein!" ruft Sanscravate, wieder aus dem Hause herausgehend, aus. „Im Ganzen genommen hat Paul Recht, wenn er behauptet, man brauche seine Handlungen nicht zu bespioniren... er könne thun, was er wolle. Ich sehe ein, daß es unpassend ist, die Geheimnisse Anderer erschleichen zu wollen! Ich bin der Ueberzeugung, daß mir ein solches Geschäft nicht ansteht... Komm, wir wollen gehen!"

Johann Ficelle spricht nichts mehr, er folgt seinem Kameraden aber nur ungerne und dreht sich alle Augenblicke um, um noch einen Blick auf das Haus zu werfen, aus dem sie eben wieder herausgegangen waren. Plötzlich packt er Sanscravate, der ihm einige Schritte voraus ist, beim Arme, und ruft ihm mit schneidender Stimme zu: „Siehst Du Pauls Geheimniß... da kommt es aus dem Hause heraus. Ach! ich hätte doch darauf gewettet!"

Sanscravate dreht sich um, sieht Bastringuette aus dem Hause herauskommen, in welchem sie vorhin gewesen sind, und von da in die Straße Barbette einlenken. Das große Mädchen geht langsamen Schrittes vorwärts, sie steht sogar stille, um ein Nastuch aus der Tasche zu ziehen, und sich die Augen abzuwischen, als ob sie geweint hätte, dann setzt sie ihren Weg wieder fort.

Sanscravate hat hinlängliche Zeit gehabt, sie zu betrachten, er kann nicht daran zweifeln, daß sie es ist. Er hat sogar das Foulard erkannt, welches sie aus der Tasche zog, denn es ist ein Geschenk von ihm. Er ist außer Stand, seine Augen von seiner

Geliebten abzuwenden, eine hohe Röthe überzieht sein Gesicht, ein krampfhaftes Zittern erschüttert ihn am ganzen Leibe, und er murmelt: „Sie ist es ... mit ihm in einem Hause ... O jetzt gibt es kein Geheimniß mehr ... sie sind bei einander gewesen ... das ist klar ... die Schändlichen! wahrscheinlich kommen sie heute nicht zum ersten Male hier zusammen!“

Damit hat er bereits einige Schritte zurückgelegt, um Bastringuette, die sich, ohne ihn zu gewahren, entfernt hat, einzuholen, und Johann Ficelle, der sich schon auf einen lustigen Auftritt freut, reibt sich lachend die Hände. Allein seine Hoffnung wird abermals vereitelt. Sanscravate bleibt stehen, bezwingt sich gewaltsam und kommt wieder zurück.

„Nein,“ sagt er, „ich gehe ihr nicht nach ... denn ich könnte mich vergessen ... im Zorne weiß ich nicht mehr, was ich thue ... ich könnte vielleicht ein Unglück anstellen ... nein ... wir wollen uns nach einer andern Richtung hinwenden!“

„Ei der Kukuk! was wäre es denn, wenn Du dem Mensch, das Dich betrogen hat, eine Tracht geben würdest! ich sehe nicht ein, wie daraus ein Unglück entstehen sollte! ... warum versagst Du Dir auch diese kleine Satisfaktion?“

Aber Sanscravate gibt seinem Kameraden kein Gehör mehr. Er eilt voraus, er ist schon weit entfernt, als sich Johann Ficelle endlich entschließt, ihm zu folgen, indem er bei sich denkt: „Es ist einerlei! nun hat er Todhändel mit seiner Schönen, und ich bin überzeugt, der junge Kamerad wird bei der ersten besten Gelegenheit seinen Theil kriegen. Jetzt wird sich Sanscravate endlich zum Spiele verleiten lassen, und uns bei dem Table-Basse oder bei dem Biribi an die Hand gehen.“

8 9 10 11 12 13 14 15 16

6 5 4